 Osenbrüggen

# Nordische Bilder.

# Nordische Bilder

von

Eduard Osenbrüggen.

Leipzig,
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
1853.

# Vorwort.

Die hier zusammengefaßten Bilder sind in den letzten vier Jahren, einer wechselvollen Zeit meines Lebens, gezeichnet und tragen die Spuren der verschiedenen Zeiteindrücke deutlich genug an sich. Aber dem ersten, größten Bilde kann man es nicht ansehen, daß es skizzirt und großentheils ausgeführt wurde an einem Ort, wo das Schicksal zu manchen Menschen eine tragische Sprache redet, von der kein Ton in die Außenwelt dringt — in den Mauern der geheimen Polizei zu St. Petersburg. Es war die Zeit unmittelbar nach

der freundlichen nordischen Reise, die jenes Bild zeigt — les extrêmes se touchent. So echt-russisch das Verfahren gegen mich war, dem man es zum Vorwurf machte, daß „meine Ansichten nicht mit dem Geist der russischen Regierung überein-zustimmen schienen", so sehr muß ich es an-erkennen, daß der hohe militärische Beamte, von dessen Bestimmung die Gestaltung meiner äußern Lage in jenen Wochen meistentheils abhing, mich mit großer Rücksicht und dem feinen Takt eines gebildeten Mannes behandelte. Wir verstanden uns, so sehr auch unsre Grundsätze aus einander gingen. Die von ihm gewählte Form hatte etwas durchaus Versöhnendes und trug besonders dazu bei, daß ich die ruhige Fassung, die ich nicht ver-lieren wollte, mir leicht erhielt. Als mir mein Urtheil verkündet wurde, nicht in steifer, gepan-

zerter Schwerfälligkeit und unter endlosen Erwägungen, sondern mit der leichten französischen Phrase „Monsieur, il faut que vous quittez la Russie“, da fühlte ich, daß die Vorsehung mich rasch erlösen wollte aus beengenden Verhältnissen, die ich weder abschütteln, noch länger ertragen konnte. Und als die Segel des Schiffes zu schwellen begannen, das mich zur Heimat zurückführen sollte, da rief ich: Thalatta! Thalatta! — und frei aufathmend begrüßt' ich das Meer, das liebe rettende Meer.

Wegen einiger besonderen Beziehungen füge ich hinzu, daß die Characteristik der Universität Dorpat im Sommer 1852 geschrieben ist. Die actenmäßige Basis der letzten kleinen Erzählung „die Jungfrau von Treiden“ ist enthalten im zweiten Bande von M. von Wolffeldt's Mitthei-

lungen aus dem Strafrecht und dem Strafproceß in Livland, Esthland und Curland.

Diejenigen von den zwölf Bildern, welche bereits in Zeitschriften erschienen sind, haben Beifall gefunden; möchten sie in der veränderten Gestalt und in der Zusammenstellung mit neuen Bildern ein weiteres Interesse gewähren!

---

# Inhalt:

## Berichtigungen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Seite 7, | Zeile | 15: | meerdurchspült st. mehrdurchspült. |
| — 85, | — | 4: | Ukase st. Ukasa. |
| — 87, | — | 11: | erheben st. erhalten. |
| — 92, | — | 7: | Codificationsarbeiten st. Ordificationsarbeiten. |
| — 99, | — | 22: | Arensburg st. Arensberg. |
| — 103, | — | 9: | anschreiben st. verschreiben. |
| — 130, | — | 3: | offne st. erste. |
| — 131, | — | 19: | Axel st. Ascil. |
| — 136, | — | 3: | Heloten st. Zeloten. |
| — 139, | — | 10: | Kochen st. Lesen. |
| — 233, | — | 9: | Forderung st. Förderung. |

# I.

# Eine Wanderung in Finnland.

— not a daguerreotype, but a reproduction of what the mind sees in nature.

*Lewes „Ranthorpe".*

Außer den Badeörtern gibt es wohl wenige Städte, die ihre Physiognomie in den verschiedenen Jahreszeiten so sehr verändern als die Universitätsstadt Dorpat in Livland, die Grenzfestung deutscher Wissenschaft gegen Osten, bald nur noch ein verlorner Posten. In den Wintermonaten, zumal im Januar und Februar, ist die Stadt voller Leben, im Juni und Juli gleicht sie einem Ort, dessen Bevölkerung von der Pest weggerafft ist. Die freundlichen Häuser mit den grünen Gärten, die schönen Laubgänge auf dem Domberge sind da, aber wo sind die Menschen? Die Adelsfamilien sind auf die Güter gezogen, die Stu-

denten in ihre Heimathsorte, die Professoren des gelehrten „Hakelwerks" mit ihren Hausehren und ihrem Kindersegen ins Grüne oder an den Strand. Ich beschloß einmal weiter zu wandern in ein Land, von dem die meisten Menschen nichts wissen, als daß es nordisch und rauh ist und viel Holz producirt und das wenig bereist wird. Wenn es aber schon ein entschiedener Vorzug Finnlands ist, keine Eisenbahnen und keine Londoner cockneys zu haben, wie überraschend ist einem nicht blasirten Reisenden seine großartige Natur, wie erfrischend und kräftigend wirkt der Anblick seiner Felsberge, Wälder, Seen und Wasserfälle. Du wunderbares Land! Welch' eine tosende Revolution, welch' eine donnernde Musik mag es gewesen sein, als diese colossalen Felsblöcke aus der Tiefe herausgeschleudert in den Fluthen sich fortstießen und einen Riesenkampf kämpften in der dunkeln Nacht des urweltlichen Werdens, bis der Geist, der über den Wassern schwebte, das Licht sandte und die kampfmüden Massen sich sonderten, die riesigen Felsen sich zur vieltausendjährigen Ruhe

lagerten, umspült von den freundlichen blanken Seen, die bald von grüner Waldung umschattet wurden. Manche Geschlechter der Tannen und Fichten auf den Höhen und an den Ufern sind einander gefolgt, die Felsen ruhen fort und fort im starren, festen Schlaf; tausendjähriger Regen, Schnee, Eis, Wind und Sonnenbrand in den wenigen Sommermonaten haben nur die äußere Rinde zu glätten vermocht und die schroffen Pfeiler und Kanten gerundet.

Von Riga, Reval und Petersburg gelangt man leicht auf Dampfschiffen nach dem im Sommer viel besuchten Helsingfors; von hier führen dieselben nach Wiborg, Åbo und Stockholm. Uns brachte „Storfursten" in sechs Stunden an einem sonnigen Nachmittage von Reval nach Helsingfors. Die Abendbeleuchtung war sehr günstig als wir uns dem berühmten Hafen näherten und bei Sveaborg in denselben einfuhren. Diese Festung scheint wohl den Beinamen der Unnehmbaren zu verdienen und der russische Kaiser weiß es auch, daß er an diesem Granit einen Edelstein hat, der

besser ist als der beste in seiner Krone. Die graubraunen Felsen, die rothbraunen Holzhäuser, mit militärischer Regelmäßigkeit darauf gesetzt, die langen Kanonen, die hie und da aus den Löchern hervorgucken, ein großer Schiffsrumpf, der mit einem Dache versehen halb Schiff halb Haus ist, alles dieses ist gewiß vortrefflicher Festungsapparat, macht aber einen tristen Eindruck, so daß man sich freut, aus dem nächsten Bereich der Vielpfünder heraus in den innern Hafen und dem freundlichen Helsingfors nahe zu kommen. Bevor man aber ans Land treten kann, hat man noch eine höchst unbequeme Belagerung von Seiten der an Bord sich drängenden Werber für die verschiedenen Gasthäuser, männlichen und weiblichen Geschlechts, auszuhalten. Die Hôtels zweiter und dritter Classe sollen hier nur weibliche Bedienung haben, die ohne irgend welchen Lohn von Seiten des Gastwirths, auf Douceurs der Reisenden angewiesen ist! Das „Societätshus," ein Hôtel ersten Ranges für Finnland, hat gute Kellner und ist immer noch sehr zu empfehlen, wiewohl es von

der früheren Berühmtheit verloren hat und den deutschen Hôtels erster Größe an Eleganz und Ordnung bedeutend nachsteht.

Die Stadt Helsingfors, deren Einwohnerzahl auf 13,000 angegeben wird, hat zwei sehr verschiedene Theile, die Altstadt und Neustadt. Die letztere ist schön gebaut, but distractingly regular, würde vielleicht ein Engländer sagen; sie hat zu viel Petersburger Zuschnitt. Da das Helsingforser Seebad vorzugsweise von Petersburgern besucht wird und denselben sein schnelles Emporkommen verdankt, so ist es begreiflich, daß die Badeanstalt, in deren Salon am Morgen auch eine Menge künstlicher Mineralwasser getrunken wird, in einem eleganten Stil eingerichtet ist. Dafür bemerkt man denn auch blasse Petersburgerinnen, die dreimal am Tage schöne Toilette machen. Durch diese verwöhnten Badegäste aus der großen sybaritischen Caserne ist ein oft hervorgehobener früherer Vorzug des Helsingforser Badelebens, eine beispiellose Billigkeit, verloren gegangen, denn den Petersburgern ist bekanntlich alles schlecht, was

nicht gutes Geld kostet. Wahrhaft schön sind die Anlagen und Anpflanzungen in der Nähe der eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Badeanstalt, und herrliche Landhäuser, unter andern das der Fürstin Jussupoff, zieren das Gestade des Meerbusens. Aus dem Badepark gelangt man längs einer Felswand auf einen Felsen, der eine große Aussicht auf den Hafen bietet. Als wir ihn bestiegen hatten, sangen Dorpater Studenten als Quartett die Lorelei, die in weiter Ferne vom Rhein nichts von ihrer Schönheit verliert. — Die Seebäder haben mehr erfrischende Kälte als Salztheile.

Wenn vor dem Badesalon in der Säulenhalle die Militärmusik spielt, dann ist eine große Gesellschaft versammelt, aus der man die Russen und Finnländer leicht unterscheiden kann, zumal da auf die letzteren die Musik eine eigne Wirkung übt. So viele ihrer nur Platz finden können, sitzen auf sehr langen elastischen Bänken und schaukeln sich nach dem Takt der Musik. Was den Americanern ihre rocking chairs sind, das scheinen den

Finnländern diese Schaukelbänke zu sein; man sieht sie fast überall an öffentlichen Lustörtern. Wenn aber die Musik Runeberg's „Vårt Land" anstimmt, das vielfach componirt ist, dann fallen die Finnländer begeistert ein und dann möchte man hinterher singen: „Noch ist Finnland nicht verloren." Es ist dieses Lied in klangreicher schwedischer Sprache ein Nationalgesang der gebildeten Finnländer geworden und wird den Lesern auch in dem folgenden Versuch einer deutschen Uebertragung hübsch erscheinen, wenn auch zu lang gereckt.

Unser Land, unser Land, unser Heimatland,
Kling hoch, du theures Wort.
Kein Höhenzug strebt himmelan,
Nicht thaldurchfurcht, nicht mehrdurchspült,
Ist wo ein Strand wie unser Heimatort,
Geliebt wie unsrer Väter Scholle.

Arm ist unser Land und soll es sein
Dem, der nach Golde dürstet,
Zieh dem nach, fort du stolzer Fremdling,
Wir aber lieben dieses Land,
Uns bleibt's mit Moorgrund, Fels und Schnee,
Ein Goldland immerdar.

Wie lieblich unsrer Ström' Gebraus
Und unsrer Bäche Sturz,
Des dunklen Forstes düstres Rauschen,
Des Sommers Licht, der Sterne Lauschen,
Und alles was als Bild und Klang
Je unser Herz bewegt.

Hier drang hindurch der Väter Kampf
Mit Muth und Schwerterschlag,
Bei finstrer wie bei guter Zeit,
Ob Unglück oder Glück zur Seit',
Hier schlug des Finnenvolkes Herz,
Hier trug es einst und litt.

Wer zählte wohl der Streiter Zahl,
Die dieses Volk gestellt?
Wenn Krieg geras't von Thal zu Thal,
In Winterfrost und Hungerqual,
Wer mäß' all sein vergossen Blut,
Im Dulden seinen Muth?

Und hier zur Stätte rann sein Blut,
Vergossen ward's für uns.
Hier freute sich einst seiner Lust,
Hier gab das Herzblut seiner Brust
Das Volk, das Mühsal einst getragen
Lang vor der Enkel Tagen.

Hier ist's uns leicht, hier ist's uns wohl
Und alles uns bescheert.
Wie öd' das Loos gefallen sei,
Ein Land, ein Heimatland dabei,
Was gibt's auf Erden theurer wohl,
Und mehr zu lieben werth?

Ja hier, schau hier, hier ist das Land,
Mein Auge blickt darauf,
Darf aus ja strecken meine Hand
Und weisen froh auf Seen und Strand
Und rufen: sieh, dieß liebe Land
Ist unser Heimatland!

Und führt' uns das Geschick zum Glanz,
Durch Goldgewölk ins Blau,
Wo unser Sein ein Sternentanz,
Kein Thränlein rinnt, kein Seufzer tönt, —
Ach nach der Heimat dennoch hin
Des Herzens Sehnsucht steht.

O Land, du Land der tausend Seen,
Wo Sang und Treue weilt,
Wo unsres Lebens Meeresstrand,
Der Vorzeit Land, der Zukunft Land,
Ob deiner Armuth blick nicht scheu,
Sei frei, sei froh, sei treu!

Im Kelche ruht die Blüthe noch,
Auch sie sprengt reif der Zwang;
Aus unsrer Lieb' soll dir erblühn
Lichtglanz und Freud' und Hoffnungsgrün,
Und höher einst ertön' dein Sang,
O vaterländscher Klang!

Doch, kehren wir nach Helsingfors zurück! Von den Gebäuden in der Neustadt tritt die am Senatsplatze liegende neue Nicolaikirche besonders hervor. Sie ist im byzantinischen Stil gebaut, hat in der Bauart manches Unbedachte, namentlich ist die Lichtvertheilung nicht gut. Ich war erstaunt, als man mir, bevor ich das Innere dieser Kirche gesehen, sagte, es sei eine Kirche der Lutheraner: sie sieht so recht griechisch-russisch aus. Möchte darin kein schlimmes Omen liegen! Sie ruht übrigens auf einem festen Grunde, nemlich auf einem Granithügel, in welchen Stufen gehauen sind. Ein Altarbild von dem Academiker Neff, dem Verzierer der Isaakskirche in Petersburg, einem gebornen Esthländer, und eine Orgel von Walker aus Ludwigsburg sind werthvolle Zierden des Innern.

Da die Witterung plötzlich sehr schön geworden war, beschlossen wir die Stadt Helsingfors später genauer zu betrachten und uns alsbald auf die Reise in's Innere des Landes zu machen. Am 17. Juni 1851, einem Sonntag, fand der Aufbruch statt. Nicht genug können wir denen danken, die uns den Rath gaben, uns in Helsingfors Cabriolets für die Reise zu miethen und unsre Gliedmaßen nicht den finnischen Postkarren anzuvertrauen. Die russischen Telegen sind Diwans dagegen. Auf zwei großen Rädern ruht ein oben offener Kasten und quer über diesem ist ein einfaches Brett, auf welchem zwei Personen so lange Platz haben, bis sie einmal heruntergeworfen werden, und dieser Fall tritt leicht ein. Wenn auch statt des einfachen Brett's ein hölzerner Stuhl angebracht ist, so vermindert das die Stöße nicht, und man kann diese Equipage nur den Mythologen empfehlen, die sich deutlich machen wollen, was Ixion in der Unterwelt zu leiden hat. Für die tägliche Miethe von einem halben Rubel erhält man in Helsingfors bequeme Cabriolets, auf denen

zwei Personen und einiges Gepäck Platz haben. Ein Pferd wird vorgespannt; man kutschirt selbst, der Postjunge oder Schießbauer (Skjutsgosse, Skjutsbonde) hockt hinten auf oder läuft neben her. Bisweilen fällt er wohl einmal herunter; davon nimmt aber der Reisende wenig Notiz, denn so ein finnischer Postjunge hat meistens gute Fortschrittsbeine und gelangt bald bis zur nächsten Station. Man thut aber doch wohl, ihn nicht zu weit von sich zu lassen, denn in manchen Gegenden Finnlands, in denen besonders Viehzucht getrieben wird, hemmen häufig Zäune und Pforten den Fahrenden. In der Regel sind die Postknechte rüstige Burschen; einer aber von denen, die uns im Innern des Landes begleiteten, war wohl 60, ein andrer nicht mehr als 6 Jahr alt. Der letztere, nur mit einem Hemde bekleidet, ohne alle Fuß- und Kopfbedeckung, fuhr mit uns auf der Station von Graevilae nach Ohripae. Seine Mama schirrte das Pferd an und setzte ihn hinten auf's Cabriolet, wo er dann auch sitzen blieb, da wir häufige Rücksicht nahmen. Auf der Station

Ohripae wurden wir seinetwegen mit einem Hurrah empfangen; sein Pferd wurde abgespannt, er darauf gehoben, mit dem Pferdegeschirr etwas befestigt und so ist er denn hoffentlich zu seiner Mama zurückgelangt. Leider habe ich nicht Acht gegeben, wo er das Postgeld gelassen, das wir ihm einhändigten, denn er gehörte zu den Menschen, die Atta Troll lieben würde, er war taschenlos. Die Postjungen in Finnland sind mit sehr kleinen Trinkgeldern zufrieden, und überhaupt reist man dort mit der Post sehr billig. Daß man sehr rasch fährt, obgleich der Weg meistens bergauf und bergab führt, erklärt sich zum Theil aus der Kürze der Stationen. Wir fuhren meistens eine schwedische Meile (1½ deutsche) in einer Stunde.

Eigenthümlich ist die Posteinrichtung in Finnland dadurch, daß auf den Stationen wenige, oft (gar keine) eigentlichen Stationspferde vorhanden sind, sondern nur Reservepferde. Diese werden von den Bauern der Umgegend gestellt. Ein Mensch kommt mit einem Pferde auf drei

Tage zur Station und zieht dann mit seinem Erlös wieder heim; ein andrer Bauer kommt an seine Stelle. Es liegt ihnen nun daran, diese Tage auszunutzen, und dieß ist gewiß ein Grund, warum man von den Stationen rasch fortkommt. Von den regelmäßigen Quälereien und Prellereien auf den Stationen in Rußland ist man in Finnland ganz frei. Das Postgeld zahlt man dem Postknecht erst, wenn man auf der nächsten Station angelangt ist.

Die erste Tagereise von Helsingfors nach Tawastehus bot uns nicht viele Naturschönheiten und sonstige Sehenswürdigkeiten. Einige Werst von Helsingfors liegt Gammelstad (die alte Stadt), einstens der Hauptort dieser Gegend, jetzt durch nichts mehr einer Stadt zu vergleichen. Niedrige, graue, kahle Felshügel rechts und links geben der Landschaft ein ernstes Ansehen. Bei der dritten Station Nukkari beginnen die ersten Wälder und größeren Kornfelder; hinter der fünften Station Hikinge, mehrere Werst vom Wege, sieht man den ersten größeren Landsee, und da beginnt auch bald

die finnische Region, während bis dahin die schwedische Sprache die herrschende ist. Die Verschiedenheit der finnischen und schwedischen Regionen tritt dem Reisenden zunächst an den verschiedenen Pferdegeschirren entgegen. Das schwedische Geschirr ist eleganter und zweckmäßiger und hat mehr Leder und Eisen. Die Finnen sind darin ihren esthnischen Stammgenossen ähnlich, daß sie beim Anspannen mehr binden als einhaken, und daß sie dabei sehr viel schwatzen, so daß, obgleich mehrere Personen dabei eifrig beschäftigt zu sein scheinen, sie doch nicht schnell fertig werden. Ein kräftiges Monitorium von Seiten des Reisenden an die geschäftig Säumigen ist daher oft zweckmäßig. In der Kleidung der Finnen ist das Nationale, was die Esthen conservirt haben, ganz verschwunden, aber es treten noch andere wesentliche Verschiedenheiten deutlich hervor. Das ganze Auftreten der Finnen zeigt, daß die Freiheit den Menschen zu einem andern Wesen macht. Die finnischen Männer grüßen freundlich durch Abnehmen der Mützen oder des Hut's, und zwar durchge-

hends, so daß man frappirt wird, wenn einer es nicht thut; die Frauen, und besonders die Mägde, knixen in einer häufig graciösen Weise, ja sie machen förmlich Front, um dem Reisenden auf dem vorüberrollenden Wagen einen Knix, „e's Jüngferli", wie die Schweizer sagen, zu zeigen. Die Esthen sehen meistens scheu und mißmuthig aus. Man hat ihnen in Esthland und Livland nur etwas Scheinfreiheit gegeben, und zum Grundeigenthum sind sie noch nicht gekommen. Es müßte auf einen esthnischen Bauern einen eignen Eindruck machen, wenn er nach Finnland käme und dort Menschen träfe, mit denen er in seiner Sprache reden könnte, die aber für sich und nicht für Andere das Land bearbeiten. Der Contrast zwischen diesen Stammesgenossen zeigt sich auch besonders in den Häusern. Ein esthnisches Blockhaus hat nur selten Fenster und Schornsteine, so daß das Wohnhaus von den Viehställen kaum zu unterscheiden ist. Sieht man einmal ein Haus mit Fenstern und Rauchfang, so ist es in der Regel ein Schulhaus. Die Umgebung des Hau-

ses und der Hofplatz vor demselben ist meistens sehr schmutzig, kein Garten dabei, kein Baum zur Zierde, selten ein Obstbaum. Für wen sollte auch ein esthnischer Bauernwirth solche Verschönerungen vornehmen? Ob sein Sohn auf derselben Stelle sitzen wird, ist mehr als ungewiß; ob er nicht in dem nächsten Jahr das Gesinde verlassen muß, weiß er nicht. Der finnische Bauer richtet sich, wenn auch einfach, doch in seiner Art wohnlich ein; der ihm von seinen Vätern überkommene Fleck Erde ist ihm lieb geworden, und soll es auch seinen Kindern sein. Das hölzerne Haus, dem er nicht selten eine braunrothe Farbe gibt, ist hell und ohne Rauch; der Hof ist rein, ein Gärtchen mit Bäumen ist dabei. So war es wenigstens in den Gegenden, die ich bereiste, und da ich aus Livland kam, mußten sich mir eigenthümliche Vergleiche darbieten, um so mehr, da der Boden Finnland's mit dem Livland's gar nicht zu vergleichen ist. In einigen Gegenden im Innern Finnland's findet man allerdings noch Wohnungen, die den esthnischen ähnlich und wohl

als die eigentlichen Wohnungen des finnischen Stammes zu betrachten sind, Blockhäuser mit einem großen Raum und einigen kleinen daneben. In dem Hauptzimmer steht ein sehr großer Ofen; es ist durch Rauch geschwärzt und dunkel wegen des Mangels an Fenstern, die durch einige Löcher und Maulwurfsaugen ersetzt werden sollen. In solchen Wohnungen werden in der endlosen dunkeln Winterzeit, so lange die Bewohner wach sind, Kienhölzer (die Pergel der Esthen) gebrannt. Die Wohnstube hat nur einen Ueberfluß, nämlich Hitze.

Auf mehreren Stationen, an denen wir anzuhalten hatten, versäumten wir nicht, den landwirthschaftlichen Bestand ins Auge zu fassen, und wurden dadurch nicht selten an norddeutsche Bauerhöfe erinnert. An einer Stelle, wo wir nach Sonnenuntergang ankamen, stand in der Hauptthür des wohnlichen Hauses ein Mann, der gemüthlich seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife rauchte, neben ihm stand eine Frau mit einem Säugling auf dem Arm, aus dem Hause

schallte fröhliches Lachen von Mägden. Auf dem Hofplatze war ein Knecht beschäftigt Grand auseinander zu bringen, den er auf einem, wie es schien, eigens dazu gemachten großen zweirädrigen Karren angefahren hatte. Auf dem Viehhofe daneben lagen gegen zwanzig blanke wiederkäuende Rinder und Kälber; ein alter Mann, wahrscheinlich der Altentheiler, beschaute mit Behagen das Vieh. Mehrere gute Pferde standen im Stalle, das Federvieh war schon vom Schauplatz abgetreten, um der Ruhe zu pflegen. Der Mann mit der Pfeife hatte Grund zufrieden dreinzusehen.

Am Abend dieses ersten Tages unserer Inlandsreise gelangten wir nach Tawastehus. Vier Werst vor der Stadt präsentirt sich dieselbe von der Höhe herab sehr hübsch. Der Landsee, an welchem sie liegt, macht schon hier einen bedeutenden Eindruck, man ahnt aber seine Ausdehnung nicht, er ist 80 Werst lang. Die Stadt hat ungefähr 3000 Einwohner. Das Tawastland gilt für den fruchtbarsten Theil Finnlands, und

bietet es auch keine großen Naturschönheiten, so ist es doch durchaus anmuthig zu nennen. In diesem Landestheile haben bei der Einführung des Christenthums die heftigsten Kämpfe stattgefunden, denn auch hier, wie in Livland und in andern Ländern, ist die Religion der Liebe mit Feuer und Schwert verbreitet worden.

In dem Gasthause des Herrn Sommer an dem Kirchenplatz, auf welchem eine zusammengedrückte Kirche steht, fanden wir ein gutes Quartier. Den größten Theil des folgenden Vormittags verbrachten wir mit einer Bootfahrt auf dem See, und zwar benutzten wir dazu das lange Drehboot des Herrn Sommer, das für einen billigen Miethpreis zu haben ist. Solche Drehboote mit zwei Rädern, wie bei Dampfbooten, findet man nicht selten auf den nordischen Landseen. Da sie zum Wenden reichlich Platz gebrauchen, sind sie auf Flüssen unzweckmäßig, und von ihrer Zwekmäßigkeit auf einem Landsee konnten wir uns dieses Mal auch nicht überzeugen, da die Bemannung des Boots, bestehend aus drei russischen

Garnisonssoldaten oder Kapustniks, die von der Straße aufgegriffen waren, vom Seewesen gar nichts verstand. Einer von uns, ein befahrner Mann, setzte sich daher mit Würde an's Steuerruder und leitete uns durch die nicht existirenden Gefahren hindurch, und wir kamen allmählich besser vorwärts. In dem See liegen hübsche grüne Inseln und an demselben, nicht weit von der Stadt, der Park, eine neue Anlage, und noch näher zur Stadt, ganz hart am See, die kleine düstere Festung Kronborg, die in der Geschichte Finnlands eine Bedeutung hat, jetzt aber als Gefängniß benutzt wird. Der See, bald breit bald schmal, ist ein rechter Vexirsee, denn da wir von seiner Länge nichts wußten, glaubten wir mehrere Male, wenn wir uns einem seiner Engpässe von ferne näherten, sein Ende sei da, aber bald erschien das, was wir für ein beschließendes Ufer gehalten hatten, uns als Landzunge oder Insel, und eine breite Wasserfläche war wieder vor uns.

Diese Seefahrt sollte uns noch einen Genuß

bringen, den ich stets in der Erinnerung halten werde. Am jenseitigen Ufer des Sees stieg ich durch üppige Kornfelder einen Abhang hinauf, auf dem ein Landgut mit hübschen Gebäuden lag. Es war mir gesagt, daß dort in der Zeit der Sommerferien ein Helsingforser Professor wohne, der mir als Gelehrter und Fachgenosse bereits in der Ferne bekannt geworden war. Ich fand ihn bald auf, und ich verlebte mit meinen Gefährten in seiner Gesellschaft eine kurze Zeit, die uns außer der Belehrung über finnländische Verhältnisse eine Vorliebe für die gebildeten Finnländer brachte, als deren Typus wir ihn betrachten. Er sprach mit einer Liebe von seiner Felsenheimath, mit einer Wärme von dem nationalen Streben der Braven unter seinen Landsleuten, mit einem tiefen Schmerz von den Apostaten. Es ist eine schöne Sache um nationalen Sinn und Liebe zur Heimath, und die findet man im scandinavischen Norden.

Die Entfernung von Tawastehus nach Tammerfors beträgt 80 Werst. Der Weg führt im-

mer dem See entlang und erhebt sich allmählich, bis man 5 Werst vor der zweiten Station Ilmola auf einer bedeutenden Anhöhe sich befindet und ein nicht erwartetes Panorama vor sich hat. Der Spiegel des See's liegt in weiter Ausdehnung da, und ist üppig und zierlich bekränzt vom Waldesgrün, und manche kleine Inseln sind wie Bosquets aus dem See herausgewachsen. Die Sonne stand hoch und ihre heißen Strahlen schienen die ganze Natur müde gemacht zu haben; es war eine Tageszeit, deren Beleuchtung in der Regel unvortheilhaft ist, aber hier erschien es anders. Durch den Sonnenglanz wurde der Gegend, die besonders durch die Masse des Nadelholzes, welches den See umrankt, einen sehr ernsten Charakter trägt, ein Theil ihres Ernstes genommen, sie schien sich mit Freudigkeit in dem blanken See zu spiegeln, den kein Luftzug bewegte. Es war ein vollkommenes Bild der Ruhe. Wir weilten eine geraume Zeit an einem Punkt zur Rechten vom Wege, den wir als den schönsten ermittelten, und künftige Reisende werden es uns

danken, daß wir einen kleinen Waldfrevel begingen, indem wir eine Tanne, welche die Aussicht nach der rechten Seite hin bedeutend beschränkte, mit starken Armen niederbrachen.

Bei der dritten Station Onkala findet sich auf einem Felde die älteste Kirche Finnlands ohne Thurm. In ihren Gewölben sind alte Mumien erhalten; wir fühlten aber keine Neigung der Vergangenheit unter der Erde nachzuspüren, da uns die lachende Gegenwart auf der Erde so glücklich stimmte. Nachdem wir das große Thal durchfahren hatten, gelangten wir wieder in die Höhe und bewegten uns lange Zeit auf einem Bergrücken, auf welchem der Weg zu beiden Seiten dicht mit Waldung bewachsen ist; hie und da hat man einen Blick auf den See zur Rechten und zur Linken, denn auch an dieser Seite zieht sich jetzt ein großer See entlang. Fünf Werst von Huutjärvi, der vierten Station von Tawastehus aus, verbindet eine breite Brücke die beiden Seen und auf einer Anhöhe zur Linken jenseits der Brücke beschauten wir ein zweites großes Pano-

rama, das nicht minder schön war als das vorher gesehene. Es war jetzt Abendbeleuchtung. Der eine See mit seinen Ufern war noch licht und klar, von dem andern hatte schon die Sonne den verklärenden Schein zurückgezogen.

Das Beschauen der vielen schönen Bilder, die sich uns an diesem Nachmittage eröffnet hatten, hatte viel Zeit weggenommen, daher kamen wir erst spät nach Tammerfors, wo wir im Gasthause des Herrn Fontell abstiegen. Vortreffliche Lachsforellen bildeten den Hauptgang unsres Soupers, das wir trotz unserer Müdigkeit zu schätzen wußten. Es war ein recht geräumiges Gasthaus für eine Kleinstadt, das gewiß seine Zukunft hat, wenn erst die Reisenden der großen Tour das pittoreske Finnland werden entdeckt haben, und um den Mund des Herrn Fontell spielt schon eine Ahnung der künftigen Größe seines Societätshauses. Vorläufig wollen wir uns noch recht gern begnügen ohne martialisch blickenden Portier und ohne grünbeschürzte Kellner, und uns zu verständigen suchen durch unser nicht exemplarisches,

sondern elementarisches Schwedisch mit der flinken freundlichen Kellnerin, welche die ganze Bedienung des Hauses ausmacht, und unsere Wünsche mit einem melodischen, eigenthümlich intonirten „Jasso“ beantwortet und schnell zu erfüllen weiß.

Da Finnland keine Dunkelheit kennt in den Monaten Juni und Juli, mußten wir ohne den Schleier der Nacht den Schlaf suchen, was auch nach der Anstrengung des Tages gelungen wäre, wenn nicht Stammgäste in einem benachbarten Zimmer bis nach dem Hahnenschrei das Buch der vier Könige so eifrig und lärmend studirt hätten. Ja! Tammerfors, das idyllisch scheinende Landstädtchen, hat Stammgäste, und schlimmere noch als Berlin; denn so ein Berliner hält doch seine Polizeistunde und geht, wenn er die letzte Pflicht des Tages erfüllt hat, heim zu seiner schnaufenden Ehehälfte, um geduldig ihren Gardinensegen zu empfangen. Ob vielleicht die Tammerforser Spießbürger die Schuld ihrer verlängerten Thätigkeit auf ihre Natur schieben, die nicht Tag und Nacht unterscheidet?

Am folgenden Morgen machten wir uns auf, nicht um die Stadt, sondern deren Merkwürdigkeit, den „Fors“ (d. i. Wasserfall) und die daran liegenden Fabrikanlagen zu beschauen. „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll“, daher brauchten wir keinen Führer, um dorthin zu gelangen.

Vor allem ist bei einem solchen Wasserfall, bis das Ohr von dem Geräusch und dem Rollen der Wasser betäubt ist und das Auge sich in die einzelnen Schönheiten verliert, vor allem ist es zuerst die wunderbare Frische, die dem Wanderer in der heißen Sommerzeit so wohl thut, daß er wieder und wieder aufathmet, um mit vollen Zügen einzusaugen das reine Element, und da wird ihm dann „kühl bis an's Herz hinan.“ Aber ist der Tammerfors ein Wasserfall? oder nicht vielmehr eine Stromschnelle? Auf einer schrägen Fläche winden sich prasselnd die Wasser des großen See's durch viele große und kleine, sichtbare und unsichtbare Felsblöcke hindurch, aufbrausend ob dem Widerstande der braungrauen Granitcolosse, denen das Tosen der Strömung ein Wiegenlied

zu seyn scheint, bei dem es sich sanft ruht, und niederbrausend in einem grüngelbweißen Gischt, aber allmählich ermattend nach der großen Kraftanstrengung, vereinigen sie sich wieder zu einem ruhigen See. Einen rührenden Anblick gewähren die kleinen fortwährend zitternden Bäume auf einzelnen umbrandeten Granitblöcken, denen sie so wenig Nahrungsstoff verdanken, und die sie doch so treu beschatten.

Die ungeheure Wasserkraft des Stromsturzes treibt eine Reihe zu beiden Seiten liegender Fabrikwerke, eine Baumwollenspinnerei, eine Papierfabrik, eine Eisengießerei u. s. w. Da unsere Zeit uns kurz zugemessen war und diese Zeit uns bei dem reizenden Sommerwetter zu schön schien, um sie nicht ganz dem Naturgenuß zu widmen, sahen wir von dem Fabrikwesen wenig, aber die zwei Stunden Aufenthalt an diesem Platze genügten, um uns Achtung einzuflößen vor einer großartigen Industrie. Und wie schön ist hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden! Das Wohnhaus des Herrn Nottbeck, des Fabrikherrn,

von gothischem Geschmack, ist so einladend, aber noch mehr sind es die eigenthümlichen Gartenanlagen auf den großen hervorspringenden, abgerundeten Granitblöcken an der Wasserseite. An einer Stelle, auf dem schönsten Punkt, geht man auf dem nackten Felsen, und doch zwischen Blumenpflanzungen. Ovale Erdbeete von einem halben Fuß Dicke sind auf den Stein gelegt, und die liebliche Vegetation gedeiht die kurze Sommerzeit hindurch auf's Beste. Daneben auf einem etwas sich erhebenden Felsen stand im Jahre 1819 der Kaiser Alexander, und befahl, daß die schäumenden Wogen (spumantes undae sagt die Inschrift) Menschenwerke fördern sollten, und da wurde der Anfang der Wasserbauten mit Fabrikanlagen gemacht, die seitdem außerordentlich vergrößert sind und unter den günstigsten schützenden Zollprivilegien, namentlich in Betreff der Einführung der Rohstoffe und Maschinerien, trefflichen Fortgang haben. Ein eiserner Ring an den Felsen angeschmiedet zeigt die Stelle, wo der Kaiser stand, eine lateinische Inschrift auf einer

Messingplatte feiert den großen Gründer dieser Industriewerke.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, die Tammerforser Flotte, bestehend in einigen Lastschiffen, unter denen auch Zweimaster, die im Dienste der Fabriken den großen See befahren, und einer Reihe von Böten, unter denen das lange, geräumige Drehboot, roth und weiß bemalt und zu Lustfahrten bestimmt, das Auge besonders freundlich anspricht; daneben mehrere kleinere schlanke Segel- und Ruderboote mit scheinenden Farben unter einer blau und weißen Bedachung, alles Wohlstand und Comfort zeigend. Als wir dieß beschauten, kam ein schöner, etwa sechsjähriger Knabe, mit tiefbraunen Augen, das dunkle lange Haar gescheitelt, an uns vorbei, und grüßte uns mit einer kurzen Verbeugung und einem so feinen Anstande, daß ich nicht umhin konnte, seine Bekanntschaft zu suchen. „Wie heißt Du, mein Knabe?" fragte ich ihn; aber statt einer Antwort seinerseits sagte das Mädchen in seiner Nähe, das einen kleineren pomme rouge auf den Armen trug:

„he is a little Englishman, he doe's not understand German." — „What's your name, my dear?" fragte ich nun, und da antwortete er mir: James, Sir; und da erfuhr ich, daß er der Sohn des Fabrikdirectors war. Well, little James, Du bist schon jetzt ein true Englishman und wirst es sicher bleiben. Old England for ever! Ein Engländer bringt in seinem Nationalstolz ein mächtiges Palliativ gegen das Verrussen mit, das den Deutschen meistens fehlt.

Aber ein Bild hat Licht und Schatten. Die Sonne schien so rein, so klar über diesen lieblichen Punkt, ihre Strahlen küßten so besänftigend die rollenden, grollenden Wasser, und vor kaum einer Stunde hatten diese einen Fischerknaben mit seinem Nachen in den jähen Schlund hinabgerissen; der Nachen war zertrümmert, der Knabe todt herausgezogen; die Fluthen rauschten unbekümmert weiter. Dergleichen ist leider nicht selten, wie uns Herr Rottbeck sagte. Die Lachsfischer sind so tollkühn, daß sie von der Seeseite her mit ihren leichten Böten bis so weit sich vorwagen, wo schon

das Wasser abwärts zu fließen beginnt, und obgleich die Eisbrecher und eigens, um die Gefahr zu bezeichnen und abzuwenden, angebrachte Querbalken ihnen ein: Bis hierher und nicht weiter! zurufen, diese Hindernisse zu umschiffen suchen, um an den fischreichen Niedersturz zu gelangen, und da ist es denn nicht selten, daß ein großer Lachs, wenn er den Angelhaken übergeschnappt hat, Fischer und Boot in die Tiefe hinabzieht.

Herr Nottbeck war so freundlich, uns auf einen schönen Punkt an der andern Seite der Stadt aufmerksam zu machen, und gab uns einen Burschen mit, um uns hinzuführen. Der Weg war sonnig und heiß, aber wir wurden belohnt durch den Waldesschatten und die Aussicht von der erklommenen Höhe. „Da droben auf jenem Berge" steht ein hölzerner Tempel, dessen Säulen und Fundament vor nicht langer Zeit von den Johannisfeuern, die bei den Finnländern, wie bei den Esthen, aus der Heidenzeit her jährliche Sitte geblieben, stark angebrannt sind. Von hier aus hat man ein weites Panorama von Tammerfors

und der Umgegend vor Augen; 50 Schritte weiter aber in den Wald über den heißen Granitboden hin ist eine noch weit schönere Fernsicht. Man gelangt auf einen Vorsprung von Felsen, die nicht die gewöhnliche runde indifferente Form der finnischen Granitblöcke haben, sondern schroff und steil sind. Ein trocken daliegendes Waldstrombett mag außer der Sommerzeit sprudelndes Wasser genug in den Felskessel bringen; jetzt war dieser leer, aber nicht unschön. Durch einen Waldeinschnitt sieht man von hier auf den großen Spiegel des See's, der auf dem Wege von Tawastehus nach Tammerfors zur Linken sich hinzieht. Leider war jetzt kein Boot und kein Segel auf dem See zu sehen, aber an seinen fernen, jenseitigen Ufern blickten freundlich weiße und rothe Häuser aus dem dunkelblauen Waldessaum des See's hervor und verriethen Menschenleben in dieser schönen Einsamkeit.

Nachdem wir noch bei Herrn Fontell einen guten Imbiß eingenommen und uns für die Weiterreise, auf der wir erst nach 200 Werst eine

Stadt wieder sehen sollten, mit einem kleinen Weinvorrath versehen hatten, brachen wir auf nach dem Kyrofall. Fünfzehn Werst von Tammerfors nach Westen zu liegt der Nockiafall, der sehr sehenswerth sein, aber doch dem Kyrofall bedeutend nachstehen soll. Wir beschlossen, nur diesen zu besuchen, auf den unsere Erwartungen durch manche Erzählungen sehr gespannt waren.

Hinter der Station Ylajärwi, die noch an der großen Straße nach Åbo liegt, hatten wir uns nördlich dem nächsten schönen Ziel unserer Reise zuzuwenden. Einige Werst vor demselben zeigt ein Wegweiser, wo man in den Wald einzubiegen hat, von da gelangt man auf einen Waldweg, der zu anderer Jahreszeit selbst für unsere kleinen Equipagen unfahrbar gewesen wäre. Jetzt ging es über unzählige Baumwurzeln und Steine langsam vorwärts, bis wir es doch endlich vorzogen, die letzte zum Theil sehr abschüssige Strecke zu Fuß zu machen, denn wären unsere vom raschen Fahren schon afficirten Cabriolets hier zusammengebrochen, so wäre das sehr übel gewesen; im

Walde war kein Haus zu sehen und kein Mensch begegnete uns.

Den Kyrofall (schwedisch Kyrofors, finnisch Kyrokoski) sieht man von dieser Seite nicht, bis man nahe davor ist. Dafür hat man dann das ganze Bild auf einmal. Langsam zieht der breite Strom vom großen See zwischen hoher Waldung daher, bis er an die Felsen kommt und der Kampf beginnt. Da stürzt sich das Wasser zwischen zwei Klippen durch einen Engpaß die Felswand mit furchtbarer Kraft 40 Fuß hinunter, und alles blaue Wasser wird zu einer gelbweißen, gekräuselten, zischenden und gährenden Masse, die dann über einen kleinern Abhang springt und auf einer schrägen Ebene sich durch allerlei Gestein hindurcharbeitet, dann nochmals einen kleinern Abhang hinabstürzt und allmählig in einem großen Bassin sich sammelt und ruhig weiter fließt. Ueber den kleinern Abhang sind geschälte Tannenstämme neben einander gelegt, so daß man auf diesem Stege bequem an die andere Seite kommen kann, aber Auge und Ohr sind von dem Schauspiel und dem

Getöse so angegriffen, daß man bei aller Sicherheit sich anfangs doch nicht sicher fühlt und ein Geländer vermißt. Auf der andern Seite des Fors ist ein hoher Berg, von dessen Gipfel man eine weite schöne Aussicht hat, welche durch die in nicht weiter Ferne liegende Kirche von Tawastkyro und den pittoresken Vordergrund einen besondern Reiz gewinnt. Als wir wieder hinabgestiegen waren, fühlten wir, daß wir einer körperlichen Stärkung bedurften, lagerten uns unten am Wasserfall, wobei wir denn vollends in der leichten Sommerkleidung von dem fortwährenden Staubregen durchnäßt wurden, zerschlugen das Knackabröd am Felsen und tranken aus meinem silbernen Becher, den ich auf Reisen immer mit mir führe und der schon manche hübsche Geschichte vom Reisen erzählen könnte, herzerquickenden Wein auf die eigne und des alten Kühleborn's Gesundheit, der mit seltsam verzogenem Gesicht dazu schmunzelte und gut Freund zu bleiben versprach. Allmählich hatten sich um uns eine Menge Kinder gesammelt, von denen jedes dieselbe unverständliche

Litanei in finnischer Sprache vortrug. Daß etwas Kupfergeld die richtige Antwort auf dieses Carmen seyn würde, war leicht zu ahnen, daher gab ich jedem einen Kopeken, worüber sie denn auch beglückt schieden, bis auf einen dreijährigen Buben, en chemise, der seinen Spruch unaufhörlich fortleierte, als es aber keine Kopeken weiter regnete, endlich aufhörte. Woher das Dutzend Kinder, an Größe so wenig verschieden, kam, mag Gott wissen, denn es war nur eine sehr kleine menschliche Wohnung in der Nähe neben der unbewohnt scheinenden kleinen Mühle. Und merkwürdige Kinder waren es dazu, sie hatten langes, sehr blondes Haar und dunkle Augen. Ob sie zum alten Kühleborn gehörten? Dann war das älteste Mädchen von etwa 12 Jahren, mit dem bleichen Gesicht, das nicht bettelte, sondern sittsam ferne stand und uns mit ihren großen, schönen, langbewimperten Augen anschaute, die arme Undine.

Sonnenuntergang kam näher und die Beleuchtung war so warm und so roth. Einer der jungen Gefährten hatte sich oben, wo der Fall be-

ginnt, auf die Felsspitze zur Rechten geschwungen, mit gekreuzten Armen, in einer blau und weiß gestreiften Jacke, den grauen Hut mit breiter Krempe kühn auf das dunkle Haar gesetzt, stand die kräftige Gestalt da, einem Byron gleichend, und schaute in die wilde Poesie des Sturzes; die Kinder tanzten auf dem gefährlichen Stege oder hatten sich quer hinüber gelegt und warfen Holzstücke in den Strudel; ein Theil derselben kletterte gemsartig die steile Felswand zur Rechten hinan, einem Bruder oder Gespielen entgegen, der Beeren im Walde gesammelt hatte; unten im Bassin wurden zwei Fischernachen mit sicherer Hand geleitet — es war das letzte Bild vom Kyrofors. Tage hätte ich weilen mögen bei dieser zauberischen Wasserherrlichkeit und in dieser romantischen Waldeinsamkeit.

Jetzt hatten wir von diesem nördlichsten Punkt unsrer Reise direct nach Süden zu steuern und zunächst noch einige Nebenstationen zu überwinden, um wieder auf die große Straße von Tammerfors nach Åbo zu gelangen. Das gab Schwie-

rigkeiten, denn unser Schwedisch half uns hier gar nichts, und einer unsrer Reisegefährten, der das Esthnische gut inne hatte und sich dadurch bisher mit den Finnen recht gut verständigen konnte, wurde in dieser Gegend weder verstanden, noch verstand er das Wenige, was der indolente Bursche auf der Station Järvenkyle zu sprechen für gut fand; der fortwährende Refrain glich dem Esthnischen: ei tia (ich weiß nicht) und hatte jedenfalls keine andere Bedeutung. Es entstehen leicht schlimme Mißverständnisse in dem Verkehr mit den Finnen dadurch, daß sie ganz andere Benennungen für die Städte, Orte und Stationen haben als die schwedisch redenden Menschen des Landes. Manche Stationen haben sogar drei Namen. Daß Åbo im Finnischen Turuku hieß, wußten wir damals noch nicht, und Åbo existirte in der Geographie jenes Burschen nicht. Glücklicher Weise kam ein Reisender, der schwedisch sprach, zur Station und machte schnell den Dollmetscher, sonst wären wir vielleicht nördlich nach Wasa gekommen, denn Järvenkyle liegt an der Route nach dem Norden.

Um 11 Uhr Abends erreichten wir die zweite Station von Kyrofors mit dem schönklingenden Namen Hertuala. Aber der Name war das einzige Schöne daran. Wir passirten ein ziemlich großes Dorf mit schlechten hölzernen Häusern und schlechten schmalen Wegen, um zur „Staschnu" zu gelangen. Glücklicher Weise war es nicht dunkel. Doch dieses ärmliche Dorf bot uns eine nie gesehene Merkwürdigkeit. Ein großer Theil der Bevölkerung, Männer und Frauen, kam aus dem Bade; die Männer en simple chemise; einer derselben saß, wie es schien, in sehr gemüthlicher Stimmung vor seiner Thür in dem Costüm, das Adam vor dem Sündenfall trug, und doch war es hier weder heiß noch paradiesisch. Freuen konnte man sich übrigens bei dieser Scene über den großen schönen Menschenschlag von Hertuala.

Wir fuhren ohne längeren Aufenthalt vorwärts in die Nachtlandschaft hinaus. In den Niederungen hatte sich Nebel gelagert und wunderlich geformte Gestalten blickten uns hie und da aus dem feuchten Grunde an. Die Waldpartien wa-

ren nicht ohne ein eigenthümliches Leben; Eulen flatterten umher nach Beute, Eichhörnchen sprangen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, hie und da brach ein größeres Wild durch das Unterholz; zweimal huschte Reineke mit unbeschreiblicher Glattheit und Gewandtheit über den Weg und alles war wieder still. Nur einmal deutete ein dann und wann in nicht weiter Ferne aus dem Nebelchaos hervortretendes Feuer die Nähe von Menschen an. Wahrscheinlich waren es fischende Bauern. In den von Esthen bewohnten Gegenden sieht man auf einer nächtlichen Fahrt unzählige Feuer, umlagert von Hüterknaben, deren Heerden daneben weiden, oder von Bauern, die auf einer längeren Fahrt begriffen sind und sich mit ihren Pferden einige Stunden Rast schenken. Weniger der Wärme, als „der Gesellschaft wegen", wie sie sagen, machen sie sich dann ein Nachtfeuer an. Dadurch wird die Nachtlandschaft sehr malerisch. Die Finnen scheinen diese Sitte ihrer Stammgenossen nicht zu haben. Obgleich die Nacht warm war, wurde uns doch allmählich kühl,

denn bei Nachtfahrten auch in der Sommerzeit bringt die Stunde vor Sonnenaufgang immer das Gefühl der frostigen Unbehaglichkeit. Aber

„Die Sonn' erwacht', mit ihrer Pracht
Erfüllt' sie die Berge, das Thal —";

die trägen Nebelgestalten in den Gründen mehrten sich unaufhaltsam und setzten 'sich in Bewegung, um vor dem strahlenden Blick der Königin zu verschwinden, die mit ihren Rosenfingern die Gipfel der Berge färbte und dann ihre warmen, belebenden Strahlen dahin gleiten ließ über die vom Schlummer erwachende Erde; ein anderes Leben als das der unheimlichen Nachtgestalten wurde hörbar im Walde, und das Menschenherz wurde wieder warm — es war ein prachtvoller Sommermorgen!

Wir hatten nun bis Åbo, wohin wir am Abend zu kommen gedachten, noch circa 150 Werst, und wir wollten womöglich ohne Aufenthalt dieses Ziel unserer Reise erreichen, aber ich fühlte, daß meine Kräfte nicht ausreichen würden, daher legte ich mich auf der Station Karva etwas zur Ruhe.

Zwei Stunden Schlaf erfrischten mich hinlänglich. Wäre nun noch ein belebender Kaffee hinzugekommen, so wäre mir übermäßig wohl gewesen, aber an solchen transatlantischen Luxus war in Karva nicht zu denken. Frische Milch mußte die Stelle des Kaffee's vertreten, schwarzes Knackabröd und Butter kamen dazu, und um uns recht zu regaliren, brachte uns die kleine, runde, blonde, baarfüßige Magd noch gesalzenen Fisch und gebratenen Speck. Das war uns freilich ein zu substantielles Frühstück um halb 6 Uhr, aber ihr Wille war gut und wir zahlten gern einige Kopeken mehr für die nicht genossenen Delicatessen.

Rasch ging es nun vorwärts durch minder interessante, aber fruchtbarere Gegenden als die, welche wir zuletzt gesehen hatten; überall waren Dörfer und große schöne Roggenfelder. Ein Flüßchen zog zur Rechten entlang, mit manchen Stromschnellen. Auffallend waren eine Menge Windmühlen, so klein, daß sie wie Spielzeuge für erwachsene Menschen aussahen. Als wir auf der Landstraße dahin fuhren, kam uns ein merkwür-

diger Gesell entgegen, Atta Troll's brauner Vetter. Der arme Braun war mit einem eisernen Maulkorb versehen, und wurde an einer langen Kette geführt von einem großen bärtigen Russen, dem ein anderer mit einem langen Stabe und einigem Gepäck zur Seite ging. Da wir den Wunsch zu erkennen gaben, die Künste des Bären zu sehen, mußte der arme Dulder daran, dem schon das Marschiren in der Sonnenhitze im höchsten Grade unbequem war. Aus dem Dorfe war eine Menge jungen Volk's herbeigekommen. Sein Führer hielt nun eine lange Anrede an ihn. „Sieh, Bär, wir haben dich im Walde gefangen, als du noch sehr klein warst, weit, weit von hier und da haben wir dich gepflegt, du bist groß geworden und wir sind mit dir auf Reisen gegangen. Da sind wir zu einer großen Stadt gekommen, wo die Soldaten vor dem Thore marschirten und da hast du das gesehen und hast auch marschiren und exerciren gelernt, zeige einmal den Herren, wie schön du das verstehst." Und Braun marschirte und exercirte und präsentirte den langen Stab —

und brummte dazu. „Und da sind wir in die Dörfer gekommen, wo die Mädchen und Buben tanzten und darüber hast du dich gefreut und hast auch tanzen gelernt.“ Und Braun tanzte sein Ballet — und brummte dazu. „Nun sehen die Mädchen deinen Tanz, — dabei blicken sie aber immer verstohlen freundlich zur Seite auf die schmucken Burschen — und sie werden uns Brot geben und Fleisch und Schnaps und wir wollen essen und trinken und uns im Dorfe ausruhen, und die Herren werden uns ein Paar Griwniks geben.“ Braun mußte noch einige Purzelbäume machen und brummte noch mehr und die Vorstellung war zu Ende. Die beiden Russen waren aus dem Orell'schen Gouvernement mit ihrem Ernährer dahergewandert, und wollten jetzt Finnland bis weit gegen Norden bereisen.

Nachdem wir durch rasches Fahren die diesem Schauspiel gewidmete Zeit wieder eingeholt hatten, kamen wir bald auf eine sehr wohlhäbig aussehende Station, Paavi, auf der eine Hochzeit vorbereitet wurde. Die Einfahrt und die Thüren

waren mit Laub bekränzt, zwei große silberne Pokale und silberne Löffel in nicht geringer Anzahl wurden polirt, alles rannte geschäftig hin und her. Der Hof war sehr rein, denn er hatte einen massiven Granitboden. Neben dem der Einfahrt gegenüber liegenden Wohnhause, in welches eine Treppe mit einer hölzernen Säulenhalle führte, standen zu beiden Seiten die Stallgebäude und Speicher, in dem Wohnhause war eine geräumige helle Küche und in dieser standen, dem Herde gegenüber, eine Menge großer und kleiner sehr reinlicher hölzerner Milchgeschirre; unter der Küchendecke hingen in langen Reihen auf Stangen harte Knackabröd. Die am Heerde beschäftigte Wirthin schien sich zu freuen über unser Wohlgefallen an ihrer Werkstatt und ließ uns ein opulentes Frühstück vorsetzen, frische Milch, Schnaps, einen Korb voll Knackabröd, Butter, frischen Ziegenkäse, gesalzenen Lachs, gesalzenes Rindfleisch und eine Delicatesse der Finnländer, gesalzene Kuheuter. Wir leisteten, was in unseren Kräften stand, ohne jedoch jene Hauptdelicatesse gehörig zu würdigen. Bedient

wurden wir von einer baarfüßigen, hochgeschürzten, schlanken, jungen Magd, die mehr einer Irish Peggy, als einer Finnlandstochter glich. In ihrem hübschen Gesichte mit den dunkeln Kastanienaugen war viel Phantasie; das lange braune Haar, mit dem einige Flechtversuche gemacht waren, wallte um ihren Kopf, wenn sie mit großer Behendigkeit hin und her trollte. In ihrem ganzen Wesen hatte sie eine rehartige Wildheit. Da sie nur finnisch sprach, war an eine Conversation gar nicht zu denken. Als wir bei der Wirthin, die schwedisch verstand, nach dem Preise der Frukost fragten, forderte sie von uns à Person 6 Kopeken (= 2 Neugroschen). Wir gaben ihr etwas mehr mit dem Bedeuten, der Ueberschuß sei für das schwarzbraune Mägdelein, und da knixte diese sehr erfreut und unter den Strahlen ihrer braunen Augen fuhren wir davon.

Auf den felsigen Berghöhen war es an dem Tage (20. Juni) glühend heiß und unsere Haut trug noch lange die Spuren davon. Den Durst löschten wir auf den Stationen mit frischer Milch

und tranken dann und wann zur Stärkung des Magens Portwein und Wasser. Glücklicher Weise war von dem Weinvorrath, den wir „von wegen des langen Weges" aus Tammerfors mitgenommen hatten, noch eine Flasche stark mit Spiritus versetzten Portwein's übrig geblieben.

Bei der Station Isomaa wendet sich der Fluß, den wir immer zur Rechten gehabt hatten, plötzlich links; seine Ufer sind niedrig und aus Granit, der vom Wasser geometrisch gerade und ganz glatt abgeschliffen ist. Bei der Station Hypois zeigt sich ein anderer kleiner Fluß mit reizenden Ufern; es ist der Aurajoki, der bei Åbo mündet. Auf der letzten Station vor Åbo wird die Gegend außerordentlich schön, aber leider fehlte uns die Beleuchtung, da die Sonne schon untergegangen war. Es öffnen sich hier dem Auge immer neue Prospecte bewaldeter Bergreihen und die Landschaft zeigt ein vollkommenes Gegenstück zu den unzähligen Inselgruppen, die wir bald auf unserer Scheerenfahrt sehen sollten; hier Berge und Thal, dort Eilande und das Meer. Den Thurm der

Hauptkirche von Åbo sieht man lange, bevor man die Stadt erreicht; der Weg schlängelt sich aber in so vielen Windungen durch die Berge und Hügel hindurch, daß man auf einer Vexirbahn zu sein glaubt. Um 11 Uhr kamen wir endlich in Åbo an.

Wir hatten nur einen Tag auf Åbo zu verwenden, diese Zeit genügte aber vollkommen, da wir dort keine Bekanntschaften hatten, die uns hätten divertiren können, und die Stadt selbst mit ihrer nächsten Umgebung dem Fremden wenig bietet.

Åbo, vielleicht Flußwohnung (A=bo), finnisch Turuku, Marktplatz, ist die alte Hauptstadt Finnland's. Erik der Heilige baute hier 1157 die erste christliche Kirche. Durch den großen Brand im J. 1826 wurde der größte Theil der Stadt verzehrt, auch die Universität und die Bibliothek brannten ab. In letzterer war der größte Theil der juristischen Bibliothek Haubold's enthalten. Seit jener Zeit ist Åbo eine moderne, regelmäßig gebaute, recht lebhafte Stadt von 14,000 Einwohnern. Sie liegt nicht am Meere, sondern an

einem Flusse, auf welchem die nicht zu großen Schiffe bis mitten in die Stadt hineinkommen. Der Handel derselben ist nicht unbedeutend; von ihrer Geldkraft und ihrem Unternehmungsgeist zeugt eine Wallfischexpedition von mehreren großen Schiffen, die zunächst in Bremen anlaufen sollten, um ihre vollständige Ausrüstung zu erhalten, und jetzt wohl auf dem Wege nach den antarktischen Regionen sind. Apotheker Julin, einer der Hauptunternehmer, hatte von dieser Expedition große Erwartungen. Von der durch Königin Christine gestifteten Universität, die 1827 nach Helsingfors verlegt wurde, ist nur die auf einem Granitberge schön gelegene Sternwarte übrig, die aber nicht mehr dem alten Zwecke dient, sondern zu einer sehr guten Navigationsschule eingerichtet ist. Rings umher sind einige hübsche Parkanlagen gemacht.

In der Hauptkirche, deren Thurm und Aeußeres nichts weniger als ansprechend sind, war der Maler Eckmann mit einem großen Frescogemälde beschäftigt, es wurde uns aber nicht gestattet, das begonnene Werk zu sehen. Diese

Kirche birgt manche merkwürdige Gräber, wie das von Katharina Monstochter, einer finnischen Bäuerin, Gemahlin des unglücklichen Erik XIV., und das Grab des finnischen Obersten Stalhandske, des tapfern Gefährten Gustav Adolph's und Torstensons. Von den öffentlichen Gebäuden ist jetzt hervorragend das sehr große, neue Gefängniß, aus den prächtigsten Granitquadern im Schloßstil aufgeführt. Man hat von dort eine weite Aussicht, namentlich auf dem Fluß entlang zum Meere hin. Historisch denkwürdig ist das am Ausfluß des Flusses gelegene alte Schloß, die Schicksalsveste der feindlichen Brüder Johann und Erik. Hier wurde Johann eingeschlossen und mußte sich nach einer Belagerung von zwei Monaten im August 1563 gefangen geben, worauf er nach Gripsholm gebracht wurde; und auf demselben Schlosse zu Åbo saß Erik XIV. nach seiner Entthronung zwei Jahre lang als Gefangener, wurde aber nicht hier, sondern in Gripsholm ermordet.

Unter der Führung des Mr. Cowie, eines Schotten, der seit einer Reihe von Jahren in Åbo

eine Maschinenfabrik besitzt, besuchten wir am Nachmittage einige Lustörter in der Nähe der Stadt, von denen der hübscheste „Lille Heikele“ ist; aber diese suburbanen Schönheiten hatten für unsere in den letzten Tagen auf der Inland'sreise verwöhnten Augen wenig Interesse.

Da das Dampfschiff „Storfursten“ präcise um 4 Uhr am andern Morgen nach Helsingfors abfahren sollte, so fanden wir es rathsam, schon am Abend vorher mit unsern Sachen an Bord zu gehen, und wir schliefen ruhig einige Stunden in unsern Kojen. Die Bewegung des Schiffes am frühen Morgen weckte mich sogleich und ich eilte auf's Verdeck. Die Scheerenfahrt begann. Könnte ich sie schildern, wie sie vor meinen Augen steht!

Die meisten der Tausende von Felseninseln oder Scheeren sind dicht mit Wald bewachsen; nur hier und da starrt ein kolossaler nackter Fels hervor, einer versteinerten urweltlichen Riesenschildkröte zu vergleichen. Ohne diese Bewaldung würde eine Kreuz- und Querfahrt durch die Scheeren unheimlich sein und dem nicht seemännischen Auge als

eine gefährliche Operation erscheinen. Jetzt fühlten wir uns durch den fortwährenden Wechsel des Panorama's an dem schönen Sommermorgen so freundlich angesprochen, das Grün der Tannen war so frisch, das Wasser so klar und blau, die Sonne so lachend, daß ein wunderbar beseligender Frieden in unsere Herzen einzog. Weiße Segel, groß und klein, belebten die See; oft kamen Schiffe ganz nahe an uns vorbei und Grüße wurden gewechselt, aber bald war das vorübergesegelte Schiff wieder ein fernes Segel oder ein schwarzer Punkt. Die meisten der Felsinseln sind unbewohnt, Paradiese für Wild und Vögel. Hier und da steht eine Fischerhütte am Ufer, die vielleicht der nächste Herbststurm in's Meer hinabstürzt. Auf einer der größeren Inseln zur Linken, erzählte uns der Capitän, ist ein Irrenhaus für Weiber. Eine seltsame Wahl des Ort's. Für unheilbare, fügte er hinzu. Jasso! — Die übrigen würden gewiß bald auch zu den unheilbaren gehören. Neun Monate Herbst, Winter und weißer Frühling, Sturmesgeheul, rollende See und Mövengeschrei, und für

das Auge fortwährend ein unendliches Einerlei — welch' eine Melancholie!

Von Zeit zu Zeit wurde die Inselzahl kleiner, die Meeresfläche größer. Um die Mittagszeit kamen wir an einer kleinen Festung vorbei. Das Fahrwasser wurde bald sehr eng und mehrere Meilen entlang fuhren wir wie auf einem Flusse; an der schmalsten Stelle, dem Jungfernsunde, können zwei größere Schiffe nicht an einander vorbeisegeln. Darauf gelangten wir in ein freies, großes Fahrwasser und landeten um 8 Uhr Abends in Helsingfors.

Da unsere 16stündige Fahrt von dem schönsten Wetter begünstigt war, erwiesen sich alle Passagiere als seefest, und ein heiteres, gemüthliches Zusammenleben war die Folge davon. Der Kaffee um 6, das Frühstück um 9, der Mittag um 3 Uhr behagten Allen außerordentlich gut; einige feurige Naturen tranken noch extra dann und wann ein Glas Wein oder schwedischen Punsch, eine Mischung von Arack, Rheinwein, Zucker und ein wenig Wasser „von' wegen der Seeluft." Ver-

schiedene Nationen waren in der Reisegesellschaft repräsentirt. Reverend Mr. H., ein amerikanischer junger Geistlicher, mit seiner Frau, hatte Norwegen und Schweden bereist und wollte jetzt weiter auf der großen Tour. Der Honigmonat des jungen Paares schien noch nicht zu Ende zu seyn, sie waren sich selbst genug und saßen fast während der ganzen Fahrt auf einer und derselben Bank des Hinterdeck's, in einem und demselben Buche lesend. Die junge Frau machte dann und wann Miene, an der englisch geführten Conversation Theil nehmen zu wollen, aber der Herr Gemahl schien kein Freund von „soft sawder" zu sein.

Mit raschen Schritten ging fortwährend das Hinterdeck auf und ab ein ernstblickender, noch junger Mann mit militärischem Schnurrbart, den rechten Arm in einer schwarzen Binde tragend. Es war ein Finnländer, der im Kaukasus gedient hatte. Sein Kaiser soll ihn den Tapfersten der Tapfern genannt haben. Ein größerer Kaiser hat einst einen großen General ebenso prädicirt.

Ein Komos fehlte der Gesellschaft nicht. Kurz

vor der Abfahrt des Steamers von Åbo kam ein untersetzter, ältlicher Mann mit grauwerdendem Haar, vergnüglichem, etwas rothem Gesicht an Bord, schaute sich um und rief: „Steward, ein Glas Grog!“ Der Capitän sah ihn schmunzelnd an und bedeutete ihm, daß die Restauration erst um 6 Uhr mit dem Kaffee eröffnet werde. Das behagte der durstigen Seele gar wenig, aber was war zu machen? Er warf seinen Pelz auf eine Bank, sich darauf und im nächsten Augenblick war er eingeschlafen. Die Sonne schien in sein Vollmondsgesicht, aber er schlief seine bestimmten Positionen durch. Zuerst hatte er die Hände gefaltet und die Beine über einander geschlagen; dann lösten sich die Hände und sanken allmählich herunter, darauf machte sich das eine Bein von dem andern los und sank abwärts, das andere Bein folgte bald und plötzlich stand er da, rieb sich die Augen und sah schelmisch umher nach einem Morgentrank. Da die Frühstückszeit herannahte, blieb er etwas in Bewegung und erzählte uns, daß er in Petersburg wohne, jetzt von Stockholm komme

und in Åbo finnländische Gastfreundschaft genossen habe, daher sei er in der letzten Nacht ohne Schlaf geblieben. Wir fanden nun seinen Morgenschlaf durch die Scheeren hindurch und seinen Durst sehr natürlich. Nach dem Frühstück begab er sich wieder auf seinen Platz und schlief dieselben Positionen durch, aber in etwas kürzerer Zeit als das erste Mal. Dann war er ganz Leben und machte mit den Damen der Gesellschaft, wie mit den Herren in so zutraulicher Weise Bekanntschaft, daß alle ihn gern hatten. Dort sprach er schwedisch, dort russisch, hier deutsch, immer fließend, aber sein Deutsch war incorrect und hatte einen fremdartigen Accent. Ich fragte ihn daher nach seiner Land'smannschaft. „Eigentlich bin ich ein Serbe", erwiederte er, „aber jetzt bin ich Russe, und da meine Frau eine Schwedin ist, bin ich auch ein halber Schwede. Ich spreche fünf Sprachen, aber keine derselben gut; indessen man versteht mich doch." Ich fragte ihn nun, welche Sprache er mit sich selbst rede. Das schien er nicht zu verstehen; ich sagte daher: „In welcher Sprache denken Sie?"

— „Ich denke in keiner bestimmten Sprache; das ist verschieden; wenn ich an meine Frau denke, die gute Seele, so denke ich schwedisch, denn in dieser Sprache denkt und spricht sie.“ Darauf fragte ihn Einer von uns, welche Sprache er denn gebrauche, wenn er einmal liederlich gewesen sei und sich selbst ausschelten müsse. „Dann spreche ich russisch.“ Viel sprach er von seiner Frau, die, obgleich Schwedin, doch brünett sei; er liebe nur die Brünetten und das sei bei ihm wohl ein nationaler Zug, denn in seinem Geburtslande gebe es keine Blondinen. So schwatzte er fort, verschwand aber bisweilen auf einige Zeit nach dem Vorderdeck, um, wie er sagte, nach einem Freunde zu sehen. Wir vermutheten, der Freund sei ein Spiritus familiaris gemischter Art, nach welchem er gleich beim Betreten des Schiffes gefragt hatte, denn wenn er zu uns zurückkam, war seine Vitalität stets etwas erhöht.

Zwei Dorpater und einige Helsingforser Studenten waren auch an Bord. Jene verstanden wenig Schwedisch, diese noch weniger Deutsch, daher hatte

die Unterhaltung einen etwas babylonischen Charakter, aber in der Hauptsache verstanden sie sich wohl, denn sie waren heiter und lustig mit einander.

Eine zweite Auffahrt gen Helsingfors konnte nicht das Interesse der ersten gewähren, da der Reiz der Neuheit fehlte, aber schön war auch diese. Wieder lag da zur Linken das felsenfeste Sveaborg mit seinen Feuerschlünden und der ganze Felsenapparat des merkwürdigen Hafens; vor uns erhob sich im Glanz der Abendsonne die neue Kirche und leuchteten die Fensterreihen der hohen Häuser der Neustadt; drei Kanonenschüsse von unserm Schiffe hallten vielfach wieder von den Felsen zur Rechten und meldeten weithin unsere Ankunft, ein rascher Abschied von denen, die mit uns den Wonnetag genossen hatten, Good bye, capitain — und wir waren wieder in dem schönen Helsingfors.

Einige Tage hier recht auszunutzen war unsere letzte Aufgabe in Finnland. Wir machten eine herrliche Bootfahrt nach Durholm, wo die Villa

Bockström inmitten hübscher Anlagen und majestätischer Bäume ein beneidenswerther Sommeraufenthalt ist. Von der Universität hatten wir noch wenig gesehen, denn die dreimonatlichen Ferien von der Mitte des Juni bis zur Mitte des September hatten begonnen und keiner der Professoren, an den wir uns hätten wenden können, war zur Stelle. Wir nahmen daher gern das freundliche Anerbieten eines der Helsingforser Studenten, welche mit uns die Scheerenfahrt gemacht hatten, an, um wenigstens die Localitäten der Alexander-Universität in's Auge zu fassen. Das eigentliche Universitätsgebäude liegt dem Senatshause gegenüber an einem großen Platze, dessen dritte Seite die neue Kirche ziert, während an der vierten eine Reihe großer Privathäuser steht. Eine hohe breite Freitreppe von Granitstufen führt in das Universitätsgebäude, dessen innere Pracht unsere schon hoch gespannten Erwartungen übertraf, und besonders war es die Aula, gegen deren Eleganz alle bisher gesehenen heiligen Hallen dieser Art zurücktraten. Die amphitheatralisch

gebauten Sitzreihen von schön polirten und gepolsterten Bänken, das zierlich elegante Katheder mit den goldenen Löwen führen unwillkürlich auf den Gedanken, ob nicht das wissenschaftliche Wort und ernste Feierreden in einem weniger üppigen Saale einen sicherern Eindruck auf die Zuhörer machen würden, die wirklich zum Hören und nicht zum Sehen und Besehenwerden gekommen sind. Sehr geschmackvoll ist der Conferenzsaal, in welchem an dem großen rothbetuchten Tische die Professoren ihre Sitzungen und Berathungen halten. Die Auditorien sind hell und geräumig. Für die Zuhörer sind in denselben nur Bänke, keine Tische, also zu Schreibmaschinen werden die Studenten hier nicht gebildet. Eine elegante Ordnung ist in den großen Sälen, in welchen die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität aufgestellt sind. Das zootomische und noch mehr das zoologische Cabinet ziehen hier, wie überall, das Auge besonders an und sind sehr reichhaltig. Ein besonderes Zimmer umfaßt die finnische Fauna, in der ein Pelikan, welcher einmal in dieses Nordland

verschlagen und hier geschossen wurde, sich eigen ausnimmt. Eine Zugabe zu dem letztern Cabinet bildet eine im Corridor aufgestellte Gesellschaft von Lappländern, Eskimos u. s. w. beiderlei Geschlecht's, d. h. Puppen in Menschengröße, ganz in der nationalen Kleidung dieser Söhne und Töchter des hohen Nordens. Diese Kleidung aus fein präparirten Fischhäuten, Vogelbälgen à la Papageno zusammengenäht, nebst den Waffen dieser Nordmänner führen den Geist des Beschauers in eine eigenthümliche Welt, aber einen widerlichen Eindruck macht es, daß man zu den Gesichtern dieser Naturkinder die bekannten, glatten, süßlich lächelnden Maskenlarven des civilisirten Europa's genommen hat. Vielleicht ist dieß nur ein vorläufiges Expediens, denn dieses Cabinet scheint erst im Werden begriffen zu seyn, und ein großer merkwürdiger Kleiderapparat liegt noch im Corridor aufgestapelt. Uebrigens mögen die Eskimos von Fleisch und Bein wild sein, groß sind sie nach Maaßgabe dieser Gestalten nicht.

Die Universitätsbibliothek ist in einem eigenen

großen Gebäude neben der Universität. Der botanische Garten, dessen Director der Professor Nordmann, ein durch seine großen Reisen und wissenschaftlichen Arbeiten bekannter Mann, ist, entsprach unsern Erwartungen nicht. Die hohen, steifen, französischen Hecken nehmen sich zwar, wenn man von der Höhe das Ganze überschaut, nicht übel aus, möchte man aber doch in einem botanischen Garten lieber wegwünschen und die Treibhäuser sehen etwas delabrirt aus. Es mag hier jedoch geleistet werden, was bei einem so nordischen Klima geleistet werden kann, dafür bürgt wohl der Name des Vorstehers dieses Gartens.

Neben dem botanischen Garten ist der so genannte Volksgarten, ein sehr geräumiger Park an einem See gelegen, mit einer Restauration. An Festtagen ist es hier gewiß sehr belebt, und wir hätten dann vielleicht nationale Züge beobachten können, aber uns war es nur beschieden, eine schauerliche Sirene dort zu hören, die auf der Harfe klimperte und deutsche Opernarien mißhandelte. Begleitet wurde sie im Gesange von der

kreischenden, gar schauerlichen Stimme einer kleinen Schwester, die, wenn sie recht hoch singen wollte, sich auf den Fußspitzen emporhob. Dieses Schwesternpaar mit den Tirolerhüten trieb uns gar bald fort aus dem Volksgarten, aus welchem ich jedoch noch eine Curiosität erwähnen muß. Auf einem runden Platze neben dem Wege liegt ein Felsblock, an einer Seite behauen und geglättet, mit einer schwedischen Grabschrift an dieser schrägen Seite, die ungefähr lautet: „Wer ich bin, der hier ruht, brauchst du nicht zu wissen; Gott, der mich gemacht hat, wird mich zur rechten Zeit schon finden." Wahrscheinlich ist die Inschrift erneuert worden, denn die goldnen Buchstaben glänzten sehr gleichmäßig, aber der seltsame Humor in derselben gehört sicher einer fernen Zeit an.

Am Nachmittag des 23. Juni machten wir in ansehnlicher Gesellschaft eine Fahrt nach dem Eisenbergwerk Wanda, 20 Werst von der Stadt. Weder in den Gruben noch in den Gebäuden daneben war irgend eine Thätigkeit zu sehen oder zu hören, so daß es schien, als hätten wir die

Fahrt vergebens gemacht, allein die Gesellschaft war zu gut, als daß wir veranlaßt worden wären, den Gang nach dem Eisenhammer zu bereuen. Vier Dorpater Studenten, lustige Gesellen und treffliche Quartettsänger, stiegen mit einigen Andern von der Gesellschaft, um doch eine Ahnung von einem Bergwerk zu bekommen, in eine schwarze Eisengrube hinab und sangen dort Eichendorffs hübsches Lied, „in einem kühlen Grunde." Das schallte wunderbar aus dem kühlen Grunde herauf, wo es ihnen aber bald so ungemüthlich wurde, daß sie eiligst wieder zu Tage kamen. Der Vorschlag, statt der Tiefe eine Höhe zu suchen, fand allgemeinen Beifall, und im weichen Moose auf einer Berghöhe gelagert, verlebten wir einige schöne Stunden. Kalter Punsch, schöne deutsche Lieder, manch heiterer Witz brachten bald in der Gesellschaft eine unvergleichliche Stimmung hervor, die auch nach unserer Heimkehr in das „Societätshus" zu perpetuiren uns vollkommen gelang.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, war der Himmel sehr grau, allein uns der gewöhn-

lichen Sonntagshoffnung auf eine Nachmittags-sonne hingebend, theils auch der am vorigen Tage erprobten Güte unserer eigenen Gesellschaft vertrauend, engagirten wir uns zu einer Lustfahrt auf einem kleinen Dampfboot, das auf dem Hafen und durch die benachbarten Inseln unter militärischer Musik kreuzen sollte. Allein wir wurden für unser Selbstvertrauen gestraft. Hätte der zehnte Theil der in Helsingfors anwesenden Fremden an der Fahrt Theil genommen, so wäre die Unternehmung für den Capitän des kleinen Steamers eine sehr glückliche gewesen, aber außer uns fanden sich nur ein russischer Major, ein Junker, ein Helsingforser Magister und eine Dame, die ein Freibillet zu genießen schien, dazu ein. Wir hatten keine Ahnung von dem Schrecklichen, das uns bevorstand: ein Sturm wäre unsern Ohren angenehmer gewesen als die brummenden, schmetternden, krächzenden Mißtöne, mit denen Serpent, Hörner und Clarinett sich zu überbieten unablässig bemüht waren. Ich habe einmal in einem Irrenhause einer Soirée musicale beigewohnt, ich

habe in Reval ein halbes Violinconcert eines reisenden Marquis Prosper Manara angehört, und erst am Tage zuvor die Pseudo-Tirolerinnen im Volksgarten — aber dieß war der schrecklichste der musikalischen Schrecken. Und was hätte hier ein Pfund Baumwolle genützt, und wohin hätten wir uns in diesem Zwergsteamer von ½ Pony-kraft verkriechen können? Eine solche Militärmusik im Felde muß zur Todesverachtung führen. Dazu begleitete uns auf der Fahrt ein feiner Regen, und es gelang den Heitersten unserer Gesellschaft nicht, die deprimirte Stimmung zu erhöhen; es war und blieb eine verunglückte Fahrt. Der Abend im Badesaale entschädigte uns etwas für den Nachmittag.

Unser Aufenthalt in Finnland war nun dem Ende nahe. Am andern Morgen um 9 Uhr sollte das Dampfschiff „Fürst Mentschikoff" uns zur Rückfahrt nach Reval aufnehmen. Sehr früh, gegen 4 Uhr, wurden wir durch Quartettgesang geweckt. Es waren die von einem Symposion mit den Helsingforser Commilitonen heimkehren-

den Dorpater Studenten, die einigen Schönen unter den Fremden im Gasthofe ein Morgenständchen brachten. Sie sangen: „Ade, es muß geschieden seyn!" Jede der jungen Schönen in dem stillen Kämmerlein konnte den Abschiedsgruß der schmucken Burschen auf sich beziehen, und die Störung im Morgenschlummer wird herzlich gern verziehen seyn. An Schlaf war nicht weiter zu denken, denn bald begann im Hause ein Rufen und Rennen und Thürenschlagen, als ob Feuer ausgebrochen wäre. Der große Gasthof war von unten bis oben mit Fremden angefüllt, von denen die meisten an diesem Morgen abreisen wollten. Hr. Louis Kleineh wußte wohl kaum, ob sein kleiner Kopf noch auf der alten Stelle säße; es schien ihm noch eine Haupteigenschaft eines guten Wirthes zu mangeln. Ein Gastwirth in einem großen Etablissement muß entschieden ein Feldherrntalent und eine holländische Ruhe besitzen, und muß jeden der hundert Fremden als seinen Hauptgast behandeln, denn auf Reisen ist jeder Egoist. Hr. K. wird wohl nie der Napoleon

der Gastwirthe werden, denn sorgsam elaborirte lange Rechnungen sind nur für den Wirth eine Hauptsache. Diese Rechnungen erhielten wir recht zeitig, aber ein neuer Paletot, den ich bei dem Wirthe deponirt hatte, war abhanden gekommen, und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Das Dampfschiff war sehr besetzt, es mochten gegen 200 Passagiere seyn. Die meisten derselben waren speciell sogenannte „Lustreisende". Darunter versteht man in Reval und Helsingfors diejenigen, welche am Sonnabend per Dampf nach Helsingfors kommen, um sich dort einen schönen Sonntag zu machen, und am Montag nach Reval per Dampf zurückfahren. Unter diesen Lustreisenden war, wie sich erwarten ließ, da Reval eine Handelsstadt ist, eine nicht unbedeutende Anzahl Ladenhüter, die ihre sonntäglichen Gefühle oft in einer für ihre Umgebung und Mitreisenden höchst unbequemen Weise äußern, Leute, wie sie Warren in seinem Titmouse so meisterhaft geschildert hat. Die Gruppe derselben, welche sich um den Hauptmast gelagert hatte, war exemplarisch. Einer der-

selben hatte eine ganze Literatur von Berliner Witzen bei sich, und trug daraus unter obligatem Lachen vor. Ein Anderer war entschiedener Freund der lyrischen Poesie; er absentirte sich oft aus dem Kreise seiner Freunde, um sich bei den Damen höchst angenehm zu machen, und ihnen Poesie von dem Genre: „Nachtigall, ich hör' dir draußen", vorzutragen. Aber ein tüchtiger Nordwest hatte sich erhoben, und dagegen halten weder Berliner noch Lyrik Stand. Es wurde stiller auf dem Schiffe, und auch etwas Kläglichkeit kam zum Vorschein, denn obgleich eine solche Fahrt über den finnischen Meerbusen selten länger als 6 Stunden dauert, stellt sich doch oft die Seekrankheit oder wenigstens die Vorahnung derselben ein, die schon genügt, um den Menschen herunterzubringen. Die meisten Passagiere waren froh, als sie Nargen, die Insel vor dem Hafen von Reval, erblickten. Auch ich freute mich, die liebe Stadt wieder zu betreten, und ahnte nicht, daß es wohl das letzte Mal sein würde, daß schon ein schweres Gewitter an meinem Lebenshorizont

aufziehe, und ich mich in Kurzem, nachdem meine Sonne wieder aufgegangen, fern von jenen Ufern in einem schönern Lande glücklich fühlen würde. Aber die Erinnerung an jene Reise wird mir ein schöner Scheidegruß des Nordens bleiben.

Ich habe meinen Reiseskizzen nur noch wenig hinzuzufügen. Eine allgemeine Charakteristik Finnland's und der Finnländer zu geben, kann ich mir nicht beikommen lassen, denn meine Wanderung in dem Lande war von kurzer Dauer, und mein Verkehr mit den Bewohnern im Innern durch meine sehr mangelhafte Kenntniß ihrer Sprache gehemmt; besonders aber fehlt mir die Unverschämtheit mancher Reisenden, die im Fluge Länder und Völker genau erkannt und durchschaut zu haben sich das Ansehen geben. Nur einige Züge zu einem Bilde von Finnland und seinen Bewohnern kann ich hinzusetzen.

Obgleich Klima und Boden so ungünstig sind, hat doch der Ackerbau bedeutende Fortschritte gemacht. Die Urbarmachungen großer Moräste des Sumpflandes — Finnland heißt im Finnischen

Suomaa, d. i. Sumpfland — wurden in letzter Zeit mit Energie fortgesetzt. Die Industrie hat nicht minder große Fortschritte gemacht; in den Fabriken sind jedoch die Arbeiter verhältnißmäßig in geringer Zahl Finnen, da diese vom Ackerbau und von der Schifffahrt in Anspruch genommen sind. Als tüchtige, abgehärtete Seeleute haben die Finnen sich von jeher bekannt gemacht; die russische Marine hat ihre besten Leute aus Finnland, und eine sehr große Zahl finnischer Matrosen fahren auf Handelsschiffen des eigenen und benachbarten Landes. Diese finnischen Matrosen, deren ich in meinem Leben viele gesehen, machen einen weit weniger guten Eindruck als die ackerbauenden Finnen, wie ich sie jetzt im Innern des Landes sah; das verschiedene Geschäft erklärt wohl zum Theil diese Verschiedenheit. Die Inland's-wohner sind ein kräftiger, gut aussehender, meist blonder Menschenschlag und in der Regel sehr ehrlich und sehr genügsam. Es sind mir mehrere Beispiele einer rührenden Genügsamkeit vorgekommen, von denen ich ein's erzählen will. Auf einer Sta-

tion nicht weit von Åbo mußte unser Cabriolet geschmiert werden. Die Stationsleute schienen alle im Felde zu sein; daher übernahm der Postknecht, der uns dahin gefahren hatte, die Arbeit, und machte sie sehr gut. Mit der Mütze in der Hand kam er darauf zu mir und bat um ein Trinkgeld. Als ich ihm nun drei Kopeken (= 1 Neugroschen) gab, besah er sich die Kupfermünze eine Weile, so daß ich glaubte, die allerdings kleine Summe genüge ihm nicht, aber nein, er gab mir 2 Kopeken zurück, und als ich ihm diese wieder in die Hand steckte und noch einige dazu, da stand er mit offenem Munde und schaute dem freigebigen Herrn nach, als wir davon fuhren. In den nördlichen Gegenden nach Torneo zu soll ein besonders kräftiger, aber auch etwas wilder Menschenschlag wohnen, daher es ihnen dort hat verboten werden müssen, nach der allgemeinen Sitte der finnischen Männer, Messer mit einem hölzernen Griff in einer ledernen Scheide an einem ledernen, mit messingenen Schnallen versehenen Riemen um den Leib zu tragen. Diese Messer sind regelmäßig

sehr gut und der ganze Apparat ist oft hübsch. Ich kaufte einen solchen einem Bauer vom Leibe weg für den billigen Preis von 30 Kopeken.

Schulen gibt es in Finnland noch viel zu wenig, an Kirchen ist in den bevölkerten Gegenden kein Mangel. Ein großer Theil der Kirchen ist aus Holz aufgeführt und mit der beliebten braunrothen Farbe angestrichen. Anfangs war mir dieses finstere Aeußere anstößig, aber allmählich gewöhnte ich mich daran, und es schien mir dasselbe zu dem ernsten Charakter der Landschaft zu passen. Der Glockenthurm steht sehr oft neben der Kirche. Die Pfarrwohnungen sind meistens geräumig und freundlich, manche derselben stehen auf den schönsten Punkten.

Die Sprache der gebildeten Finnländer ist bekanntlich die schwedische, aber in neuerer Zeit ist eine Fennomanie sehr verbreitet; man schmeichelt sich sogar mit der Hoffnung, die finnische Sprache statt der schwedischen in die höhern Lehranstalten, selbst auf der Universität einzuführen. Ich habe herrliche Menschen mit Begeisterung davon reden

hören. Dieses nationale Streben ist gewiß von einer Seite sehr zu loben, denn eine sprachliche Divergenz zwischen den Gebildeten und dem Volk eines Landes kann zu einer furchtbaren Entfremdung führen, aber das trop tard gilt wohl auch hier. Die Geschichte weist Beispiele auf, daß man in der zwölften Stunde vergebens eine Nationalität zu retten suchte. Vielleicht ist für Finnland nur erst die eilfte Stunde gekommen, aber das assimilirende Russenthum wird auch in Finnland siegen, wie es in Liv=, Esth= und Curland gesiegt hat, wo ebenso die Gebildeten und Besitzenden zu dem Volke seit einer Reihe von Jahrhunderten in einem nationalen und sprachlichen Contrast stehen. Von jenem Rettungsversuch in Finnland ist um so weniger Heil zu erwarten, da aus materiellen Rücksichten die Bewohner Finnland's sich der russischen Regierung hinneigen. Es war mir überraschend, in Finnland so wenige Sympathien für Schweden zu finden, obgleich der Verkehr mit Schweden doch bedeutend ist. Bei jener Fennomanie waltet auch wohl der verzeihliche

Irrthum ob, daß die einerseits reiche finnische Sprache, in der so herrliche alte Gedichte existiren, den Anforderungen der modernen Wissenschaften genügen könne. Mögen die Finnländer stolz den Doctor Lönnrot den finnischen Homer nennen, und mögen die Helden der Kalewala, wie ein begeisterter Franzose sagt, oft wie die Propheten der Bibel reden, und mag der Complex von Gedichten unter dem Namen Kanteletar den poetischen Sinn der Finnländer und die Schönheit ihrer Sprache beurkunden, eine Weiterbildung dieser Sprache zur Sprache der Wissenschaft würde eine allmähliche, ruhige Entwickelung unter der Bedingung einer ungestörten, politischen Existenz der Nation seyn müssen. Fragen wir, was in neuerer Zeit in finnischer Sprache gedruckt ist, so erhalten wir die Antwort: Erbauungsbücher und landwirthschaftliche Schriften. Ein Mehreres erlaubt auch Rußland nicht. Finnlands bester Dichter, Runeberg, dichtet in schwedischer Sprache, und mit Begeisterung singen und lesen die Finnländer seine Gedichte, und die Klugheit erheischt

auch, daß sie festhalten an der schwedischen, also germanischen Bildung, sie kommen sonst in einen Conflict mit sich selbst, den sich Rußland wird zu Nutze machen. Rußland geht einen sichern Weg in der Vernichtung der seinem Scepter unterworfenen nicht-russischen Völker, weil es unterstützt wird von den Apostaten, die an ihrer Nation zu Verräthern werden, um der reichlich gebotenen äußeren Vortheile willen. Es sollen 900 Finnländer als Officiere in der russischen Armee dienen, wie viele von diesen bleiben wohl gute Finnländer? Ein Mann aus einem der ersten Geschlechter Finnland's steht an der Spitze der Universität Helsingfors. Ist er ein guter Finnländer? Vor einem Jahre hat sich diese Frage deutlich genug beantwortet, als er russische Hülfe in Anspruch nahm, um 40 Studenten, seine jungen Landsleute, von der Universität zu entfernen, weil sie der Einladung zu einem Balle, den er gab, nicht gefolgt waren. Die Sache wurde zum Theil beigelegt, man verdachte ihm auch wohl in Petersburg die Form seines Verfahrens, denn die zur

Russificirung bestellten Beamten sollen, bis die Sache dem Abschluß nahe ist, diplomatisch nach Katzenmanier verfahren. Wurde er aber abgerufen von seinem Posten, wie man in Helsingfors gehofft hatte? Möge meine Cassandrastimme, daß Finnland, welches in seiner ganzen Ausdehnung erst seit 1809 zu Rußland gehört, in kürzerer Zeit als Liv-, Esth- und Curland russificirt werden wird, sich als unwahr erweisen! Aus Vorsicht sollten aber die Finnländer die neueste Geschichte dieser drei Provinzen recht genau kennen lernen.

## 2.

# Die Russificirung der Ostseeprovinzen.

---

Als wir am Ende des Jahres 1847 einen Aufsatz schrieben „Deutschthum und Russenthum in den Ostseeprovinzen Rußland's", da war es die Zeit der ersten Morgendämmerung eines neuen Tages; die Sonne der Freiheit ging auf, aber lauerndes, graues Gewölk kroch heran und duldete nicht, daß sie unsern Erdtheil verklärte und erwärmte. Sehnsüchtig blickte man damals von jenen Küsten der Ostsee nach Deutschland, dem Mutterlande, aber Deutschlands Hoffnungen sind vorläufig zu Schanden geworden, und in jenen deutschen Colonieen ist es jetzt mehr als je kalt-russisch. Sie sollen bald mit Deutschland vereinigt werden, sagen die Russen, wenn erst Berlin eine russische Kreisstadt geworden und die Kosaken

am Rhein Zwiebeln und Kapusta statt der Reben gepflanzt haben werden. Vorläufig schreitet die Russificirung Liv-, Esth- und Curland's rasch vorwärts. Die Mittel, welche die russische Regierung gebraucht, um diese Länder zu entdeutschen, liegen jetzt klar vor; früher war der Betrieb geheimer. Schon seit Jahren hat Rußland denselben die russische Sprache und russische Gesetze als eine Wohlthat aufgedrungen, aber die Zähigkeit der deutschen Natur und die Mangelhaftigkeit des Dargebotenen ist sehr hinderlich gewesen. Die russische Sprache, deren Bildungsfähigkeit nicht zu bestreiten ist, ist eben noch nicht ausgebildet und die russische Literatur steht auf keiner hohen Stufe, wenn man einiges Poetische und Novellistische, das sich durch eine eigenthümliche Frische auszeichnet, ausnimmt. Zum Theil sehr wahr ist es, was der bekannte russische Schriftsteller Bulgarin vor einigen Jahren in der „nordischen Biene" schrieb: „Früher brachte man auch russische Bücher zu den Jahrmärkten in Dorpat, Reval, Riga und Mitau, aber seitdem man in

den hiesigen Lehranstalten angefangen, die russische Sprache fleißig zu lernen und die neuen russischen Journale erklärt haben, daß Alles, was in russischer Sprache geschrieben würde, bis sie die Sprache umgebildet, zu nichts tauge, werden russische Bücher nicht mehr dahin gebracht. Das gute Aeltere ist schon gekauft, für das Neue bedankt man sich hier und sagt, daß man schon satt sei — und so ist der Weg, auf dem die russische Literatur hieher wanderte, gänzlich mit Gras verwachsen." Es ist auch von Einfluß gewesen, daß früher die russischen Lehrer, welche über die Schulen Liv-, Esth- und Curlands sich verbreiteten, meistens so ungebildet waren, daß von einem wissenschaftlichen Unterricht in der russischen Sprache nicht die Rede sein konnte. Nur Heiterkeit konnte es erregen, wenn ein russischer Lehrer in Mitau deducirte, Shukowski sei ein viel größerer Dichter als Schiller, darum sei dieser nur Titulärrath geworden, jener aber wirklicher Staatsrath, also Excellenz. Shukowski ist übrigens eine Zierde der russischen Literatur und bedarf eines solchen

Lobredners nicht. Das pädagogische Hauptinstitut in Petersburg hat nun in neuerer Zeit bessere Lehrer der russischen Sprache geliefert und die Kenntniß derselben würde weit bedeutender in den Ostseeprovinzen zugenommen haben, wenn nicht mit dem Zwange die Antipathie gewachsen wäre. Seit dem Curator des Dorpater Lehrbezirk's in geheimer Instruction, die aber bald bekannt wurde, eine kein Aufsehen erregende Russificirung der deutschen Lehranstalten und die allmählige Ausdehnung des Unterricht's in der russischen Sprache aufgetragen wurde, sind manche offene Befehle derselben Tendenz erlassen, unter andern, daß niemand in Dorpat als Student immatriculirt werden soll, der nicht über seine Kenntniß der russischen Sprache das erste Zeugniß aufweisen kann. Buddeus nimmt in seinem Buche „Halbrussisches" nach seiner deutschen Auffassung diese Nr. 1 als identisch mit „vollkommener Sprachfertigkeit", die Russen sind aber billigdenkend und wollen nichts Unmögliches; es ist keiner Nation der Unterschied des auf dem Papier Befohlenen

und des Auszuführenden geläufiger. Aber freilich wird auf den Gymnasien und in andern Lehranstalten zu viel Zeit mit dem Einpauken der russischen Sprache auf Kosten der Bildung gebenden Disciplinen consumirt und auch auf der Universität hat diese noch so wenig für den wissenschaftlichen Vortrag geeignete Sprache angefangen Lehrsprache zu werden, seit ein serviler Curländer, um zu einer Professur zu gelangen, sich erbot, das russische Recht in russischer Sprache zu dociren. Die Einführung der russischen Sprache in den Landesbehörden der Ostseeprovinzen hat bei der großen Ignoranz der Beamten in dieser Sprache noch nicht stattfinden können; 1858 soll es geschehen, wird aber nicht geschehen; dann setzt man eine neue Frist und endlich gelangt Rußland zum Ziel.

Was die Einführung russischen Recht's in den baltischen Provinzen anlangt, so sind sie allerdings seit vielen Jahren mit einer Masse Ukasen überschüttet worden, und bei der herkömmlichen deutschen Auffassung des Verhältnisses der Unterthanen zu den Staatsgesetzen sind viele sol-

cher Gesetze hier getreu befolgt worden, die der Russe bei seiner freieren genialen Auffassung vertagen läßt. Dem Deutschen ist das Gesetz da, um befolgt, dem Russen, um gebraucht oder umgangen zu werden. Das Russische Recht, wenn man diesen Begriff statuiren will, besteht aus einer endlosen, verworrenen Masse zum Theil sich widersprechender Gesetze und daher ist das quid juris schwer zu finden, aber man weiß sich zu helfen. Wenn Jemand die Stütze eines Gesetzes gebraucht, so findet er unfehlbar einen ihm passenden Ukas; dieser wird geltend gemacht; die betreffende Behörde, durch eindringliche, materiell gestützte Bitten gewonnen, bringt keinen entgegenstehenden Ukas zur Anwendung und die Sache geht nach Wunsch. Talleyrand sagt von der Jurisprudenz: elle donne les armes pour et contre; die in diesen Worten angedeutete Kunst kennt man nirgends besser als in Rußland.

Vorläufig existirt wohl kein stärkerer Gegensatz zwischen dem eigentlichen Rußland und den Ostseeprovinzen als in der Rechtsanschauung und

Rechtspflege. Ein Russe kennt den Unterschied von Recht und Gesetz nicht und das Gesetz existirt ihm nur in der Form von Befehlen, denn das bedeutet Ukasa. Nun wird ihm aber so vieles befohlen, daß er unmöglich Alles befolgen kann, und da die Ukase so wenig in der Idee des Recht's basirt sind, sondern meistens durch naheliegende äußere Veranlassungen hervorgerufen, so kommt ihm denn auch die sittliche Natur des Recht's nicht zum Bewußtsein. Es ist nicht zu beschreiben, wie das Volk in Rußland von oben her durch die Gesetzgebung demoralisirt wird. Den Ukasen gegenüber muß jedes Gewissen elastisch werden. Wie sehr Rußland Polizeistaat, wie wenig Rechtsstaat ist, zeigt sich wohl deutlich genug darin, daß es in dem ungeheuren Lande wenig Menschen gibt, die nicht fortwährend polizeireif sind, indem sie täglich in bewußter oder unbewußter Weise entweder gegen ein Verbot des „Gesetzbuch's der Criminal- und Correctionsstrafen" oder ein sonstiges Prohibitivgesetz verstoßen. Daher heißt der Verbrecher auch wohl

in der russischen Sprache „ein Unglücklicher“. Von den mit Bewußtsein handelnden Contravenienten sind für den Staat die gefährlichsten die Beamten, die weit mehr da zu sein scheinen, das Recht zu „beugen“ als zu wahren. Ihre Bestechlichkeit ist sprichwörtlich geworden und es ist nicht lange her, daß, als in Petersburg eine großartige Defraudation entdeckt war, der Kaiser bei'm Einsteigen in den Wagen zu seinem Sohn, dem Großfürsten Thronfolger, gesagt haben soll: „Mein Sohn, ich glaube, wir sind die einzigen ehrlichen Leute in Rußland.“ Man sollte denken, eine Erhöhung der allerdings sehr niedrigen Besoldung der Beamten würde diesem Unwesen abhelfen, allein die Russen meinen, daß die Verdoppelung der Gehalte ihrer Beamten nur die Folge haben würde, daß diese ihre Sporteltaxen verdoppelten, denn die Summen zur Bestechung richten sich nach dem Range und der Besoldung der Beamten. In Petersburg ist es zur größeren Bequemlichkeit und Sicherheit üblich geworden, nach der angedeuteten Proportion in Neujahrs=

geschenken Aversionalsummen zu zahlen. Proceß-geschichten, wie sie in Rußland ein gewöhnliches Thema der Unterhaltung bilden und die dort gar nicht besonders auffallend gefunden werden, erfüllen den Deutschen mit Staunen und sittlicher Entrüstung. Ein sehr wahrhafter Mann erzählt Folgendes: Im Moskau'schen Gouvernement erbte ein junger Mann ein großes Landgut. Ein Gutsnachbar benutzte die Geschäftsunkenntniß des jungen Mannes, um einen Anspruch auf eine bedeutende Waldstrecke zu erhalten. Dieser ging deshalb zu seinem Onkel, welcher der Chef derjenigen Gerichtsbehörde war, bei der die Sache zur Verhandlung kommen mußte und gab ihm die Sachlage an, um zu erfahren, ob er einen Vergleich eingehen oder es zum Proceß kommen lassen sollte. Der Onkel erwiederte: „So wie Du mir die Sache darstellst, mußt Du den Proceß gewinnen, denn Dein Gegner hat ja gar keinen Rechtstitel." „Ich danke Ihnen für die Auskunft, lieber Onkel, möchte Sie aber zugleich bitten, sich der Sache recht anzunehmen, da ich wieder nach Moskau zurück-

reisen muß, um meine Vermögensverhältnisse zu arrangiren." Der Onkel versprach es und der Neffe reist nach Moskau. Nach einigen Monaten wird ihm erzählt, er habe seinen Proceß verloren, er glaubt aber das Unglaubliche nicht; es wird ihm auf das Bestimmteste versichert, er habe seinen Proceß verloren, weil sein Onkel sich mit 10000 Rubel habe bestechen lassen. Da nimmt er Postpferde, um dem Onkel einen Besuch abzustatten. Dieser nimmt die Fluth von Vorwürfen ganz ruhig hin und fragt endlich: „Neffe, bist Du denn bald fertig mit Deiner Expectoration?" Und nachdem dieser endlich fertig geworden ist, sagt der Oheim: „Du hast gehört, Du habest Deinen Proceß verloren; das ist wahr. Du hast ferner gehört, ich habe mich von Deinem Gegner mit 10000 Rubeln bestechen lassen; das ist auch wahr. Sieh, Deinem Gegner lag sehr viel daran, die Sache zu gewinnen; ich erfuhr genau, daß er nicht mehr als jene Summe aufwenden könne, diese aber auch aufwenden werde; hätte ich nun Dich den Proceß gewinnen lassen, wie es eigent-

lich Recht gewesen, so wäre er mit dem Gelde nach Petersburg gegangen und hätte in der oberen Instanz gewonnen; jetzt nimm Du das Geld, appellire an den Senat und Du wirst der Sieger sein." Gerührt umarmt der Neffe den edlen Onkel.

Solche Proceßbehandlung ist den Russen so geläufig geworden, daß, wenn sie einmal in den Ostseeprovinzen in einen Rechtsstreit verwickelt werden, das deutsche Verfahren ihnen höchst unbequem ist, und es kann wohl kaum auffallen, daß sie meistens mit dem dort gesetzlich normirten Sportelwesen sehr unzufrieden sind, obgleich sie bei den russischen Gerichten vielleicht das Hundertfache zu zahlen haben, um zur Sentenz zu gelangen.

Juristisch gebildete Advocaten oder Fürsprecher gibt es in Rußland nicht, wohl aber ukasenkundige, routinirte Geschäftsführer, deren Thätigkeit von der der deutschen Advocaten sehr abweicht. Zu einem solchen Geschäftsführer kommt einst ein Gutsbesitzer und bittet um Rath hinsichtlich eines

Ukases, der ihn in seinem Erwerbe durch Branntweinbrennerei sehr zu beeinträchtigen schien. Der Befragte durchliest den Ukas und deducirt dem Clienten: „Diesen Befehl können Sie so und so und so umgehen.“ Dieser dankt für den guten Rath, legt einen rothen Zettel auf den Tisch und geht erfreut davon.

Ganz anders ist die Handhabung des Recht's in den Ostseeprovinzen, die in dieser Beziehung wenigstens deutsch genannt werden können. Deutsch ist ihr Privatrecht und subsidiäre Geltung hat in ihren Gerichten das römische Recht. Demgemäß ist die Rechtsbildung und die Rechtspflege gestaltet. Curland prävalirt von den drei Provinzen an tüchtigen Juristen, was wohl großentheils dem Umstande zuzuschreiben ist, daß in diesem Lande von den Aspiranten auf die Richterstellen die Ablegung eines juristischen Examens gefordert wird; auch lohnt es sich besser, bei der guten Besoldung der Richter in Curland dort eine juristische Laufbahn zu betreten. Aber in einem Hauptvorzuge vor Rußland steht keine der Ostseeprovinzen der andern

nach, gewissenhafte, unbestechliche Richter sind durchaus in ihnen die Regel, Richter, wie der Schwabenspiegel so schön sagt, die „das Recht minnen." Möchte der neuerwachte Eifer für die Provinzialrechtswissenschaft noch mehr aufblühen können und möchten die Richter es nie verkennen, welchen Schatz sie in dem einheimischen Recht zu behandeln haben. In diesem Recht, wie in der deutschen Sprache, liegt das schönste Band, welches die Ostseeprovinzen mit Deutschland vereint.

Die russische Reichsgesetzgebung ist natürlich nicht ohne Einfluß geblieben auf die baltischen Provinzen, und das slavische Ukasenrecht nimmt sich oft seltsam genug aus neben der alten germanischen Rechtsbildung. Die Gerechtigkeit verlangt es jedoch, daß wir anerkennen, wie seit 1832 durch den Swod Sakonow, eine systematische Zusammenstellung des im eigentlichen Rußland gültigen Recht's, ein bedeutender Fortschritt gemacht ist, und daß überhaupt die Gesetzgebungskunst, an der seit Peter I. so viele Commissionen studirt und die Negation herausgestellt haben, in neuerer

Zeit in Petersburg besser erkannt wird; allein über die höheren leitenden Principien hat man sich noch nicht gehörig vereinigt, und das mag sehr schwer sein in einem Staat, in welchem die wahre Gerechtigkeit fortwährend in Conflict gerathen muß mit der Furcht, auf der jede Despotie basirt ist. — Die petersburger Ordificationsarbeiten, welche sich auf die Ostseeprovinzen beziehen, gehen langsam vorwärts. Nach längerem Projectiren und Revidiren ist auf Grundlage des in jenen Provinzen bestehenden Recht's mit einer Zusammenstellung der Provinzialrechte 1845 der Anfang gemacht und zwei Bände derselben sind in deutscher Sprache erschienen, von denen der erste die Behördenverfassung, der zweite das Ständerecht umfaßt; der dritte soll das Privatrecht, der vierte eine Civilproceßordnung, der fünfte eine Strafproceßordnung enthalten. Ob diese je erscheinen werden, ist wohl sehr fraglich. Das Strafrecht war auch anfangs in den Plan aufgenommen, aber statt eines provinzialen Strafrecht's ist, in deutscher, durch die sclavische, buchstäbliche

Nachbildung oft unverständlichen Uebersetzung, vom 1. Mai 1846 an das neue allgemeine „Gesetzbuch der Criminal- und Correctionsstrafen" für die Ostseeprovinzen in Kraft getreten. Die Nothwendigkeit zwang dazu, diese Gesetze in deutscher Sprache zu publiciren, aber es kam ein Amendement, daß in Zweifelsfällen man auf das russische Original zurückgehen soll.

Der Weg, auf dem die Russificirung der Ostseeprovinzen begonnen hatte, die Angriffe auf Sprache und Recht schienen zu langsam zum Ziele zu führen, daher ist denn seit einigen Jahren ein andres Mittel in Gebrauch gesetzt, welches, wenn Gott nicht hilft, alles Glück und alle Wohlfahrt der Provinzen untergraben muß; die Religion hat einen niedrigen Staatsdienst übernehmen müssen.

Das Landvolk in den Ostseeprovinzen besteht aus Letten und Esthen, unterdrückten „Undeutschen", die seit Jahrhunderten von den das Land erobernden Deutschen in wahrer Sclaverei gehalten sind und, nachdem längst in Deutschland der

Bauernstand seine Selbstständigkeit erlangt hatte, nur pro forma aus der Leibeigenschaft entlassen wurden, um im Stande der Freiheit nach Freiheit und Recht zu seufzen. Während die Stammverwandten der Letten in Deutschland in die deutsche Nationalität übergegangen sind, sind die Letten hier, wie die Esthen, die zum finnischen Stamm gehören, starre, hinwitternde Trümmer untergegangener Völker geblieben. Die Esthen kennen nicht mehr ihre Geschichte, ihre schönen Sagen aus der Vorzeit sind verklungen, nur wenige Greise erzählen noch von der Zeit, als die Götter und Heroen unter den geliebten Menschen am Embach wandelten; aber das wissen Alle, daß sie, einst die Herren des Landes, von den Deutschen unterdrückt und Jahrhunderte lang in einem Zustande gehalten sind, der allen Menschenrechten Hohn spricht; daher lieben sie die Deutschen keineswegs. An diese Stimmung und die klägliche Lage der Nationalen in den Ostseeprovinzen knüpfte Rußland seinen Operationsplan, um in diesen Nationalen durch Hinüberziehen der-

selben zum Russenthum den Deutschen am eigenen Heerde Feinde erstehen zu lassen und in Livland ist dieser Plan schon zum Theil ausgeführt worden. Die Esthen, wie die Letten gehörten bis vor wenigen Jahren zur evangelischen Kirche; durch Versprechung weltlicher Vortheile gelang es, das arme Volk zur Apostasie zu verlocken, und es stellte sich eine Erscheinung dar, wie sie außerdem wohl kaum in der Geschichte aufzuweisen ist. Wo die Fäden des Spinngewebes beginnen, ist noch nicht ausgemittelt. Im Jahre 1841 ging ein Gerücht im Volke Livland's: wer sich anschreiben lasse, werde Eigenthum im „warmen Lande" erhalten. Das ganz haltlose Gerede bewog einen Theil des Landvolk's, nach Riga zu strömen, um seine Neigung zum Paradiese kund zu geben. Dieser Tumult legte sich wieder; es mußte die Heerstraße für den beabsichtigten Kreuzzug erst geebnet werden. Als Generalgouverneur stand an der Spitze der drei Provinzen ein alter, schwacher Mann, der aber doch ein Deutscher war und sich nicht als Werkzeug der griechischen Kirche ge-

brauchen ließ. Er mußte erst beseitigt werden und kam in den Reichsrath in Petersburg, die Versorgungsanstalt für die höchsten, dienstunfähig gewordenen Beamten in Rußland; an seine Stelle trat ein russischer Generallieutenant, Golowin, der keine Liebe zu den Provinzen hatte, und der, während er nicht selten sich vollkommen als ein orientalischer Satrap gerirte, ganz abhängig war von der griechischen Geistlichkeit, zunächst von dem Bischof in Riga. Zu den Vorbereitungshandlungen gehörte auch, daß 1844 in der Stille Katechismen und Liturgieen der griechischen Kirche in's Esthnische und Lettische übersetzt und sodann in einer großen Anzahl von Exemplaren gedruckt wurden. Wenige ahndeten damals, daß schon im folgenden Jahre das unglückselige Uebertreten der Esthen und Letten zur griechischen Kirche in solcher Ausdehnung vor sich gehen werde. Es sind die Thatsachen dieses Gegenstandes in deutschen Blättern vielfach mitgetheilt, wir wollen daher nur hervorheben, wie die griechische Kirche sich bereits als herrschende Kirche in den Ostseeprovinzen betrachtet.

Schon im Jahre 1846 kam an sämmtliche Landesbehörden Livlands die Mahnung, nicht mehr von einer russisch-griechischen, sondern nur von der „orthodoxen" Kirche zu sprechen; auch wurde es dem livländischen evangelischen Consistorium ernstlich verwiesen, daß es in einer Beschwerdeschrift über die Machinationen der griechischen Geistlichen für diese den Namen Popen gebraucht habe, einen Namen, dessen sich nur das gemeine Volk bediene, der die Würde der orthodoxen Prediger verletze. Mit dieser Würde vertrug es sich aber sehr wenig, daß aus der Zahl der Nationalen solche Leute schnell und ohne Vorbereitung zu orthodoxen Predigern umgeformt wurden, deren Lebensweise bisher mehr als verdächtig gewesen und bei denen keine Neigung zur Buße und keinerlei kirchliche Richtung verspürt worden war; mit jener Würde vertrug sich eben so wenig das ganze Auftreten der griechischen Geistlichkeit in Livland, welches selbst von vielen Gliedern der griechischen Kirche als eine Entwürdigung und Befleckung dieser Kirche angesehen wurde. Die Neu-

griechen esthnischen und lettischen Ursprung's werden von den gemeinen Russen gar nicht als zu sich und ihrer Kirchengemeinschaft gehörig betrachtet, und unfehlbar wird aus diesen Convertirten eine neue Secte zu den vielen innerhalb der griechischen Kirche bestehenden hinzukommen, welche Secten der russische Staat zu fürchten große Ursache hat. Die neuerdings gegen die Raskolniki (Andersgläubigen), geübte Strenge hat bei den vielen Tausenden derselben große Erbitterung hervorgerufen, und Rußland geht vielleicht einer großen Gefahr entgegen. Die Festigkeit, welche die Raskolniki in den gegen sie geführten Untersuchungen gezeigt haben, ist sehr bemerkenswerth. — Die Convertirten in Livland sahen ihren Uebertritt zur griechischen Kirche nur als ein Mittel an, weltliche Vortheile zu erlangen, und meistens glaubten sie nur ein Stück äußern Cultus übernommen zu haben, von dem sie beliebig abstrahiren könnten. Daher sind sie häufig wieder mit den Ihrigen zur Communion der Evangelischen gekommen und waren sehr traurig, wenn sie zurückgewiesen werden

mußten; daher gebrauchen sie auch fortwährend, wie zuvor, die in ihrer Muttersprache geschriebenen Erbauungsbücher der protestantischen Kirche. Diese Häresie wird vorläufig von den Popen nicht beachtet; wo aber ein protestantischer Geistlicher seine Pflicht thut und seine Gemeinde kräftig ermahnt, treu zu bleiben dem Glauben der Väter, da wird er als ein gefährlicher Gegner der „orthodoxen" Kirche denuncirt, und es wird nicht von seiner competenten Behörde über ihn geurtheilt, sondern von einer Commission, die entweder aus Feinden der protestantischen Kirche besteht oder doch unter dem Einflusse der griechischen Kirche ist. Gegen Beamte in Livland, die das Unwesen der russischen Geistlichen in ihren Bezirken nicht dulden wollen, wird gleichfalls außerordentlicher Weise verfahren. Auch darauf wird vorläufig nicht streng geachtet, ob diese Proselyten die Fasten halten, so wichtig dieß den Russen sonst erscheint, wie folgendes Factum zeigt. Auf der Insel Oesel hatte ein Bauer einen Wolf getödtet und ging mit den Wolfsohren zur Stadt Arensberg, um sich die übliche Prämie

zu holen. Ein Russe, der ihn mit seinen Trophäen gesehen hatte, lauerte dem heimkehrenden Bauer auf, erschlug ihn und nahm die wenigen Kopeken, die dem Wolfstödter gezahlt worden waren. Vor die Polizei geführt, entschuldigte der Russe sich damit, daß er Hunger gehabt habe. „Aber warum hast du denn nicht lieber ein Schaaf gestohlen, es weiden ja genug an der Landstraße, das wäre doch ein kleineres Verbrechen gewesen," fragte ihn der Ordnungsrichter. „Erbarmen Sie sich, wir haben Fasten," antwortete der Russe.

Durch kaiserlichen Befehl wurde dem tumultuarischen Ueberführen der Esthen und Letten zur griechischen Kirche eine kurze Zeit Einhalt gethan, indem eine Frist von 6 Monaten angeordnet wurde, die zwischen dem Anschreiben oder der Erklärung zur griechischen Kirche übertreten zu wollen und der Salbung stattfinden solle; allein diese Frist wurde wenig von der russischen Geistlichkeit respectirt und als darüber, wie über die vielen Uebergriffe derselben vom evangelisch-lutherischen Generalconsistorium in Petersburg, auf Veran-

lassung des livländischen und öselschen Consistorium, bei dem Minister des Innern eine Generalbeschwerde geführt wurde, kam eine Entscheidung (in Livland publicirt durch ein Patent der livländischen Gouvernementsregierung vom 3. October 1847), welche zeigt, mit welchem Uebermuth die griechische Geistlichkeit verfährt, und die sich durch Mangel an Logik besonders auszeichnet, indem die Antworten gar nicht zu den Fragepuncten passen. Der Minister des Innern, heißt es, habe sich mit dem „heiligen Synod" in Relation gesetzt und der heilige Synod bemerkt, daß die Beschwerdeführer eigentlich als falsche Ankläger zu einer Criminalstrafe verurtheilt werden müßten; daß die rechtgläubige Geistlichkeit nur von ihrer geistlichen Behörde zur Rechenschaft gezogen werden könne, und was den einen Beschwerdepunct anlange, daß die rechtgläubigen Geistlichen bei den Umfahrten in ihren Pfarrbezirken an denen, welche den Wunsch, zur rechtgläubigen Kirche überzutreten, erklärt hätten, die Salbung vollzögen, so habe der heilige Synod, da der Herr und Kaiser einem jeden Geist-

lichen in seinem Pfarrbezirk die Vollziehung geistlicher Amtshandlungen Allerhöchst zu gestatten geruht, ohne eine derselben auszunehmen, befunden, daß, wie die übrigen geistlichen Amtshandlungen, auch die Salbung von jedem griechischen Geistlichen vollzogen werden müsse. Der Minister ließ diese Verfügung des heiligen Synods den evangelisch-lutherischen Consistorien zur genauen Nachachtung eröffnen. Es handelte sich aber gar nicht um die Befugniß der griechischen Geistlichen zur Salbung, sondern darum, daß diese Salbungen nicht in der Kirche vorgenommen wurden, wie es die Vorschriften der griechischen Kirche verlangen, und besonders darum, daß der noch neue kaiserliche Befehl über die genannte Frist von der griechischen Geistlichkeit ganz bei Seite gesetzt worden. So entscheidet der „heilige" Synod als Richter in eigner Sache, und demgemäß hat die griechische Geistlichkeit in den Ostseeprovinzen gewonnenes Spiel, indem alle Beschwerden über ihre Unrechtfertigkeiten erfolglos sind.

Am ärgsten wurde das Unwesen getrieben, als

der Kaiser seinen Besuch in Palermo abstattete. Da hielt der livländische Abraham à Sancta Clara eine seiner gelungensten Predigten. Wenn er recht eindringlich zu seinen Bauern reden will, entbietet er sie wohl in der Sommerzeit aus der Kirche in den nahen Wald, steigt auf einen Baum und donnert von dort herab. So auch einmal in jener Zeit, als einer der angesehensten Bauern seiner Gemeinde, Karu Michel, sich hatte verschreiben lassen. „Lieben Brüder in Christo, beginnt er, ich will euch heute den Tag des jüngsten Gericht's fürstellen. Der Herr hat das Treiben in Livland gesehen und schickt einen Engel ab, um den Karu Michel zu citiren. Als Karu Michel erscheint, redet ihn der Herrgott so an: Karu Michel, du bist vom Glauben deiner Väter abgefallen, hast nicht auf dein frommes Weib gehört, was hat dich dazu bewogen?" Zitternd und mit den Beinen schlotternd erwidert Karu Michel: „Herr, der Küster aus N., der auch übergetreten ist, hat mir versprochen, ich würde „Seelenland" bekommen, wenn ich mich anschreiben ließe, darum that ich es."

Ein anderer Engel wird gesandt, um den Küster zu holen. Auf die an ihn gerichtete Frage, wie er den Bauern weltliche Vortheile für ihren Uebertritt habe versprechen können, antwortet der Küster, er habe nur im Auftrage des griechischen Geistlichen, dessen Küster er geworden, gehandelt. Der geladene Geistliche sagt weiter, er habe nur den Befehl seines Allergnädigsten Herrn und Kaisers ausgeführt. Nun wird der Erzengel Michael geschickt, um den Kaiser zu entbieten. „Nicolai Pawlowitsch, sagt der Herrgott, es ist hier ausgesprochen, Ihr hättet den Bauern in Livland Land und andere irdische Vortheile versprechen lassen, um sie herüberzuziehen zur griechischen Kirche, ist das in Wahrheit begründet?" „Herr, erwiedert der Kaiser, ich war in Palermo!"

Jetzt haben die Operationen der russischen Geistlichkeit nicht mehr den erwünschten Erfolg; seit die Bauern gesehen, daß die verheißenen Vortheile und das gelobte Land ihnen nicht zu Theil werden nach dem Uebertritt zur griechischen Kirche und daß ein Rücktritt aus derselben unmöglich ist,

sind sie wenig bereit zum Abfall von ihrer Kirche. Aber es ist durch diese Katastrophe viel Unglück über die Ostseeprovinzen gekommen und unsägliche Zwietracht in die esthnischen Verwandten- und Familienkreise. Sehr oft ist das Weib treu geblieben dem alten Glauben, wo der Mann übertrat, und wenn da ein Kind geboren wird, gibt es herzzerreißende Scenen, denn die Mutter will das Kind nicht lassen, und als Kind aus einer gemischten Ehe verfällt es der griechischen Kirche. Auf diese Weise mehrt sich die Zahl der Hörigen dieser Kirche in der esthnischen Nation in sicherer Progression. Da die deutschen Herren es früher aus Eigennutz nicht für gut befunden haben, die Esthen zu germanisiren, müssen sie jetzt Russen werden.

So erfreut sich das Russenthum in den Ostseeprovinzen eines freilich nicht ehrenvollen Sieges über das Deutschthum, aber es hat sich dabei der russische Staat die deutschen Provinzen, die vor nicht langer Zeit dem Kaiserhause treu ergeben waren, wie es während des Polenkrieges

und vor allem in dem Kampfe gegen die Franzosen so deutlich hervortrat, gänzlich entfremdet, während er bei einer andern Politik, die er zu erkennen im Stande gewesen, daß diese Provinzen als natürliche Brücke zwischen dem Westen und Osten Europa's die Civilisation des Westens dem Osten zuzuführen geeignet und berufen seien, sich stets neue Bildung aus diesen Ländern und durch dieselben hätte zuführen können.

## 3.

## Die Kirchhofsfeier.

---

Die Sonntagsfeier der deutschen Stadtbewohner, wenn sie mit der lieben Familie hinausziehen aus dem Thore auf's Land, ist so oft der Gegenstand künstlerischer Darstellung in Bild und Schrift gewesen, und die darin steckende spießbürgerliche Gemüthlichkeit, dieser Segen und Fluch der Deutschen, ist so oft gegeißelt worden, daß man kaum noch davon reden darf. Aber wenn man fort ist von Deutschland, hat man doch oft gemüthlichkeitsehnende Augenblicke, in denen man hinausziehen möchte mit den Philistern in Sonntagsröcken — selbst mit den Berlinern — zur Kirmeß im Grünen oder gar nach Pichelswerder. Lieber freilich zöge ich allein hinaus auf ein deutsches Kirchdorf, dessen Sonntag nicht entweiht wird

von städtischen Lustjägern, um mich einmal wieder zu erfreuen an den frohen Menschen, die den von Gott ihnen gegebenen Ruhetag mit solcher Innigkeit genießen, wie sie mit Zufriedenheit ihr Wochenwerk vollbringen, voll empfindend den Segen des Wort's: „Im Schweiße des Angesicht's sollst du dein Brod essen.“ Warum sehen wir nicht diese von Sonntagsfreude strahlenden Gesichter in Livland? Die Woche der Arbeit ist da gewesen, schwer genug; aber es fehlt das Eine, was die Arbeit zu einem Segen macht, das Gefühl der Freiheit. Jahrhunderte von Unfreiheit, nun bald ein halbes Jahrhundert von Scheinfreiheit lasten schwer auf dem armen Landvolk der baltischen Provinzen. Dazu sind die Herrnhuter gekommen und haben es ihnen eingeredet, daß Gott den Sonntag gegeben, damit sie Zeit hätten, über ihre Sündhaftigkeit nachzudenken. So ist ihnen denn der Sonntag kein Wonnetag. Wenn sie nach der Kirchenfeier eine Betstunde besucht haben, singen sie noch in kleineren Kreisen geistliche Lieder aus dem Gesangbuche, und am folgenden Tage gehen sie wie-

der in's schwere Joch, ohne Lebenslust, in knechtischer Unterwürfigkeit.

Es war an einem Sonntage im Monat Juli des Jahres 1848, als mein Weg mich der Anzen'schen Kirche vorbeiführte. Die Töne der Orgel kamen an mein Ohr und leiteten mich in die ferne Heimath und zurück in die lang entschwundene Zeit der Kindheit, wo ich sonntäglich mit den frommen Eltern, die übermüthigen Knabensprünge in einen feierlichen Kirchenschritt übersetzend, gewandelt war zu der in Sabbatruhe liegenden Landkirche. Dort war ich ja zuerst durch diese Töne in Andacht versenkt worden, und wenn die Töne verhallten und der Prediger die Rede begann, die ich noch nicht verstehen konnte, dann war ich nicht minder andächtig als die großen Leute, denn mich hatte der letzte Ton der Orgel in den Himmel geführt, der oben an der gewölbten Decke der Kirche mit schimmernden Farben gemalt war. Der alten Großtante gefiel zwar dieser Himmel nicht; sie meinte, es sei ein katholischer Himmel. Sie hatte den italienischen Maler

gesehen, als er vor sechzig Jahren das große Frescogemälde zum Staunen der Welt mit kunstfertigem Pinsel hinzauberte und sie gab zu, der junge Maler sei ein hübscher, interessanter Mann gewesen, aber einen Himmel in einer protestantischen Kirche hätte er doch nicht malen sollen. Für den Knaben aber gab es nur einen Himmel, und dessen Bild hatte ich zu betrachten. Unter den himmlischen Heerschaaren zog meine Aufmerksamkeit besonders an ein rothwangiger Knabe mit einem Lockenkopf, der ein ungeheu'res Waldhorn zu blasen hatte. Zur größeren Bequemlichkeit war sein rechtes plastisches Bein durch die große Rundung gesteckt, aber das ihm zugefallene Kunstamt schien mir doch gar schwer. Ich bin dem herrlichen Knaben später oft im großen Leben wieder begegnet, und so oft mich ein blonder Lockenkopf mit blauen Augen anschaut, fühle ich mich in meinen Himmel zurückversetzt.

Die Orgeltöne, die meine Gedanken über das Meer in die Heimath getragen, verstummten, aber sie hatten mich in eine Sabbathsstimmung ver=

setzt, und ich mußte hineintreten in das nahe Gotteshaus, wo kaum ein Platz zum Stehen für mich frei war; so zahlreich hatte sich die Landgemeinde eingefunden. Der Prediger war vor den Altar getreten und hatte den einleitenden Altarsgottesdienst begonnen. Als dieser geendet, fingen zu meiner Ueberraschung die Glocken an zu läuten, und der Prediger schritt an der Spitze der singenden Gemeinde heraus aus der Kirche auf den Kirchhof und stellte sich dort auf einen etwas erhöhten Platz unter eine Ulme. Er war ein Mann von etwa funfzig Jahren und von einer stattlichen Gestalt. Die ernste, doch nicht strenge Miene, die einfache, würdige Sprache flößten Vertrauen ein. Man sah und hörte bald, daß er weder einer von den Himmelsstürmern war, die unter den jüngeren Geistlichen der Ostseeprovinzen häufig sind, noch zu den Herren Predigern gehörte, die bis vor Kurzem besonders in Curland zu finden waren, welche ein livländischer Schriftsteller zeichnet als „kühne Jäger, kräftige Waldgestalten, im Kleinen gleichend jenen kriegerischen Aebten, jenen

mannhaften Bischöfen und Kirchenfürsten, die ihrem Stuhl nicht immer Unehre machten." Er kannte seine Gemeinde und hatte ein Herz für sie, darum war sie auch treu geblieben in der letzten Zeit der Versuchung, nur wenige ihrer Glieder hatten sich durch die offene und geheime Anreizung verlocken lassen zum Uebertritt zur griechischen „orthodoxen" Kirche. Seine sonore Stimme schallte über die Gräber weg, indem er der im letzten Jahre Geschiedenen gedachte, nicht wie die Posaune des jüngsten Gericht's, sondern wie eine Stimme der Liebe, die über Grab und Tod dauert. Die Gemeinde war von der Rede mächtig ergriffen; mußte doch schon der Ort der Feier, wo fast ein Jeder liebe Angehörige im kühlen Grabe wußte, feierlich stimmen. Ein esthnischer Friedhof hat eine rührende Einfachheit. Auf den Grabhügeln stehen kleine, weiße, unbemalte, hölzerne Kreuze, deren Zahl die darunter Geborgenen anzeigt, meistens ohne Inschrift; nur bisweilen hat ein Schriftkundiger einen Namen darauf gesetzt. Diese einfachen Monumente sind fast alle eben so einfach

geschmückt mit bunten baumwollenen Lappen, zum Theil in Gestalt einer Rose zusammengenäht oder auch wohl mit einem seidenen Bande. Die Gaben der Liebe sind ja nicht nach ihrem äußern Werthe zu schätzen, sondern nach dem Herzen, das sie gespendet, und diese scheinbar werthlosen Tribute, die oft das Einzige sind, was die Geber darbringen konnten, haben wohl einen größern Werth als der Luxus, mit dem man die städtischen Kirchhöfe ausstattet. Früher fanden sich auf diesen hölzernen Kreuzen auch wohl gewisse Familienzeichen, zwei durch einander gezogene Dreiecke, eine hufenförmige Figur und dergleichen. Dieselben Zeichen — gewissermaßen Wappen — waren an einem Pfosten der Hauptthüre des Blockhauses angebracht.

An den frisch aufgeworfenen Grabhügeln knieten während der Rede des Pfarrers die Hinterbliebenen der jüngst dem Schooß der Erde Uebergebenen. Dort in der Nähe des Predigers ein von Kummer gebeugtes Ehepaar an einem Grabe mit fünf kleinen Kreuzen, den Todeszeichen der

fünf einzigen Kinder, die vor bald einem Jahr an der Ruhr gestorben und an einem Tage beerdigt waren. „Jetzt sind wir Stöcke," sagte der Alte. Nicht weit davon steht an einem besseren Monumente ein Greis, in dem sogleich der Nicht-Esthe zu erkennen ist; ein feuriges Auge, ein scharfgeschnittenes Gesicht verkünden den Südländer. Es ist der alte Gärtner Quintana von Alt-Anzen, ein Spanier, der vor Jahren mit der französischen Armee in's Land gekommen war. Der Grund seines Hierbleibens ist mythisch geworden; die alten Leute erzählen davon Seltsames. Das Grab umschließt seine beiden Söhne, von denen der eine, ein Jüngling von zwanzig Jahren, durch Versehen mit einer Jagdflinte erschossen war; der Bruder von vierzehn Jahren war ihm bald in's Grab gefolgt. Der Schmerz des alten Mannes zeigt sich nicht in dumpfer Passivität, wie bei den Esthen, sondern zuckt auf seinem Gesichte mit Heftigkeit, denn der jahrelange Aufenthalt im rauhen, nordischen Lande hat die spanische Gluth, die in seinen Adern rollte, noch wenig erkaltet.

Nur mit Mühe hatte man ihn abhalten können, an dem unglücklichen jungen Manne, der seinen Sohn ohne Schuld getödtet, blutige Rache zu nehmen. Ein sehr verschiedenes Bild giebt die junge Frau, welche an einem sehr kleinen Grabeshügel hingesunken ist, der ihren Säugling birgt. Sie weint um das liebe Kind, aber die ernste Feier ruft einen andern Schmerz auf: ihr Mann, Hawa Johann, ist zur griechischen Kirche übergetreten und nimmt nicht Theil an dieser Feier. Er feiert den Sonntag im Kruge.

Eine schönere Lage als der Anzen'sche haben wohl wenige Friedhöfe. An der Ostgrenze war bis vor wenigen Jahren ein Wäldchen mit hochstrebenden, schlanken Birken; riesige Gestalten gegen die Zwerge im Norden Deutschland's. Aber ein Orkan hat wie ein Todesengel unter ihnen gewüthet, und jetzt liegen die meisten dieser herrlichen Bäume danieder und bedecken wie weiße Leichen den Kampfplatz. An der Westseite rieselt ein Waldbach den Abhang hinab in den See tief unten, der im Süden sich vorbeizieht vier Werst

in's Land hinein. Ueppige Kornfelder reichen jetzt zu beiden Seiten an die steilen Ufer des See's, wo früher dichte Waldungen die Wasser beschatteten. Die geringe Breite des langen See's giebt demselben das Ansehen eines Flusses, dem freilich die Strömung fehlt. Von der vordern Seite des Kirchhof's ist jetzt ein Stück abgegrenzt zu einem Begräbnißplatz für die zur griechischen Kirche Uebergetretenen, und wenige Gräber derselben sind schon sichtbar. Hier hielt ein Pope am folgenden Sonntag eine Art Kirchhofsfeier. Seine Rede war kurz und einfach: „Da liegen sie nun; Keiner kehrt zurück; sie sind Alle dahin; Gott habe sie selig!" Dabei bekreuzt er sich und die Feier ist aus. Hierauf begibt er sich mit einem Theil seiner kleinen Gemeinde in den Kirchenkrug, nimmt ein Schälchen Branntwein und noch eins und mehrere desgleichen. Wie sie Alle erhitzt sind und zu lärmen beginnen, tritt einer der Neugriechen auf ihn zu und fragt:

„Pope, ist es aber auch Recht, daß du hier an einem Sonntag mit uns säufst?"

„Nun, ist es ja doch keine Sünde, einen „Mund voll Branntwein“ zu nehmen.“

„Du hast nicht einen, sondern wohl zehn genommen und du bist noch lange nicht fertig damit. Hast du je einen lutherischen Prediger im Kruge Schnaps trinken gesehen?“

„Die sind zu stolz dazu; wir aber leben mit Euch und für Euch.“

„Ja, zu stolz, um mit uns zu trinken, aber sie sind auch stets andere Leute als Ihr. Was du auf dem Kirchhofe gesprochen, kann der dümmste Hüterjunge auch und wohl besser dazu. Da höre einmal die Kirchhofspredigt des lutherischen Predigers.“

Nun wurde der Pope stutzig.

„Wie heißt du?“

„Es kommt auf meinen Namen nicht an; ich bin Einer von denen, die Ihr in's Unglück gebracht habt.“

„Wie heißt er?“

Keiner der Bauern antwortet.

Du kannst nur nachsehen in dem „betrügeri-

schen Buch," in welches Ihr uns alle eingeschrieben habt, als ihr uns „Seelenland" versprachet; da steht auch mein Name. Wo ist mein Seelenland?"

„Ich habe dir nichts versprochen."

„Wenn du es nicht warst, so war es Einer von Euch; Ihr seid Alle von einer Art."

Einige Wochen nachher war Hawa Johann aus dem Gebiet verschwunden. Vielleicht ist ihm das „Seelenland" in den „gefrorenen Ewigkeiten" Sibiriens angewiesen.

## 4.

## Die Herren und Barone.

Theodor Mügge sagt in seinen „Streifzügen" von Mecklenburg, wenn ganz Deutschland sich zu einem neuen Volksleben vereinigt haben werde, dann würden auch dort die Strahlen einer jungen Sonne den Schatten schmelzen, und vielleicht werde man dann den letzten Ritter als Reliquie im Lande umherführen und ihn dem erstaunten Volke zeigen. Wir können dann gewiß dem Junker aus dem Obotritenlande einen „souveränen Baron" zur Seite stellen, und dieser wird noch lange nicht der letzte der Barone sein. Die Familie X. wird es sich nicht nehmen lassen, die Quintessenz des Junkerthums auf der Enkel Kind und Enkel zu übertragen, und wenn einst ein zweiter Jochmann von Pernau eine Naturge-

schichte des Adels schreiben will, so wird er in Jochmann's Heimathsland kommen müssen, um lebende Species für seine Beobachtung zu finden. Hier hat auch Herr von Kotzebue eine Weile gelebt und observirt, der in seinem Buch vom Adel unwiderleglich zeigt, daß sich in menschlichen Familien, bei unvermischter Fortpflanzung derselben, Heldenmuth, Geistesgröße, Edelsinn, kurz alle moralischen Vorzüge eben so rein vererben, wie die physischen Tugenden bei den Rossen der Araber. Jochmann bemerkt dazu sehr richtig, es folge daraus von selbst, daß jeder echte Edelmann sein von Natur höheres Wesen, das Dasein der in seiner Natur erblichen Tugenden, eben so gut durch Alterthum seines Stammbaum's, der unbezweifelbarsten Urkunde ehelicher Treue und unvermischter Abkunft darthun könne, als der Araber die Tugenden seiner Rosse vermittelst ihres legalen Geschlechtsregisters. Wir dürfen Kotzebue's großes Resultat nicht bezweifeln, wenn wir auch einmal einen eben flügge gewordenen jungen Baron sehen, der sich seiner Dignität zu entäußern

scheint, — er kehrt zurück, der verlorne Sohn. So wurde vor einigen Jahren der junge Baron X. Studiren's halber auf deutsche Universitäten geschickt, trat in ein Corps, paukte sich weidlich und mußte dann auf einer preußischen Festung eine Weile ausruhen von den großen Anstrengungen. So weit war der Baron noch gesichert; aber auch Freiheitsideen, ja selbst ein wenig Sanscüllotismus kamen an ihn heran, und als er von dem Kreuzzuge heimkehrte, wagte er es sogar, über seine Brüder, die Barone und Krautjunker — feras consumere nati — zu spotten. Aber der Papa stellte ihm vor, was die Familie von den Söhnen verlange und „Papa hat immer Recht!" ist die Devise dieser Familie. Jetzt, nach einigen Jahren, ist der Sohn wieder auf der Höhe der baronlichen Lebensanschauung angekommen, nach welcher der Mensch erst mit dem Baron anfängt, und daß selbst das Jahr 1848 einen echten Baron nicht wankend machen konnte in seinen edlen Grundsätzen, ist über allen Zweifel erhoben durch einen Ausspruch des jungen Baron's, der

in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Dissenter's befanden, um sein politisches Programm befragt, hervortrat, sich auf die Brust schlug und die Worte sprach: „Ich bin für den absoluten Stillstand!" Natürlich ist einer solchen Familie die „Kreuzzeitung" das einzige deutsche politische Blatt, das ein Edelmann lesen kann, und demgemäß erbat sich einer der Söhne in der Dorpater Ressource, deren Gesellschaft begreiflicher Weise Anstand nahm, mit dieser Zeitung ihren Lesetisch zu verunzieren, einen eignen Platz, um daselbst für sich und seine Freunde diese Herzstärkung zu deponiren, da sie es sich zum Grundsatz gemacht, zu Hause die kostbare Zeit durch Lesen nicht zu vergeuden, wobei er noch einen andern Grundsatz andeutete, dessen sich denn doch ein mecklenburgischer oder hinterpommerscher Junker schämen würde, daß er Schutz zu finden wissen werde, wenn die Gesellschaft auf seine Bitte nicht eingehen wolle. Bei der Debatte über die Kreuzzeitung machte ein andrer Herr desselben Kreises die hübsche Aeußerung, daß er, wenn er einen Sitz in der ersten

preußischen Kammer einnehmen sollte, sich noch einen Ausbau zur Rechten über Herrn von Gerlach hinaus würde machen lassen. Eine Notabilität dieses Kreises ist ein Pseudo-Graf. Als vor einigen Jahren Vorschläge für einen geordneten Elementarunterricht der armen Esthen gemacht wurde, meinte dieser Herr, zur Ausführung solcher Vorschläge sei jetzt nicht die Zeit, da wegen der Kartoffelkrankheit eine schlechte Kartoffelernte bevorstehe. Wie sollte auch ein Mann von solcher Erhabenheit und Gravität sich um das niedrige Bauernvolk kümmern! Gibt er doch den limitirten Satz des Wallenstein'schen Arkebusiers: „Der Bauer ist auch ein Mensch — so zu sagen," kaum zu, und was ihm geistige Bildung bedeutet, manifestirte er noch neuerdings bei einer andern Gelegenheit. Als in Folge eines Ukases vom Mai 1849 die Existenz der Universität Dorpat, der einzigen wirklichen Universität des großen Kaiserreich's, in Frage stand, und die Deputirten des livländischen Adels eine Petition an den Kaiser zur Abwendung der drohenden Gefahr berathen und beschlossen

hatten, ließ derselbe sein Separat-Votum verschreiben, „daß er von der Weisheit und Zweckmäßigkeit des kaiserlichen Gesetzes vollkommen überzeugt sei," und in einer Gesellschaft solcher „Gutgesinnten" wurde unter dem Geklapper von Champagnergläsern der Wunsch ausgesprochen, bald den letzten Professor aus Dorpat abziehen zu sehen. Ein Andrer der Herren meinte, man müsse den Kaiser bitten, daß zum Studiren nur Adlige zugelassen würden, denn daraus, daß Leute aus dem Mittelstande oder gar aus den niedern Ständen sich zum Studiren vorgedrängt hätten, daraus sei gekommen die von „Literaten" gemachte sündhafte, neue Revolution und die Anmaßung von Bürgerlichen jetzt noch berühmt zu werden, da doch die edlen Geschlechter schon existirten. Bei dem Jubiläum der Krönung des Kaisers Nicolaus beschloß der livländische Adelsconvent zur Erinnerung des Festes acht Stipendien, vier für Studirende auf der Universität Dorpat und vier für Cadetten zu stiften. Als auf dem Landtage diese Sache zur Sprache kam, öffnete Einer jener Barone die

Schleusen seiner Beredsamkeit, um zu zeigen, wie es Se. Majestät der Kaiser als einen schöneren Beweis der Loyalität ansehen würden, wenn alle acht Stipendien für Cadetten bestimmt würden, die Universität Dorpat bilde nur Demagogen, und daher seien jüngst ein Professor und ein Lector durch kaiserlichen Willen entfernt worden. Die Erwähnung dieses schmachvollen Ereignisses hatte die Folge, daß ein lautes Gemurmel des Unwillens durch den Saal ging, und der Herr Baron hätte gern seinen schnöden Antrag wieder in der Tasche gehabt; es legten sich seine Freunde in's Mittel, aber es wurde ihm nicht die Wohlthat seinen Antrag, mit dem er so total durchfiel, zurücknehmen zu können.

Diese Coterie des livländischen Adels wird von der widerlichsten Selbstsucht beherrscht. Früher konnten sie es mit ihren Sonderinteressen nicht vereinigen, gut russisch zu sein, jetzt erheischen es ihre Sonderinteressen so zu scheinen und eine Veneration für das Kaiserhaus zur Schau zu tragen, die den echten Russen frappirt. Bei dem

Durchmarsch der russischen Garden durch Livland im Sommer 1849 ließ der Commandeur eines Regiment's das Musikchor auf einem Gute spielen. Als die russische Nationalhymne begann, da erhoben sich die livländischen Grafen und Barone, entblößten ihr Haupt, und es war ein herzerhebender Anblick, die Männer in vaterländischer Gesinnung Parade machen zu sehen. Den russischen Offizieren war diese Dosis Devotion aber doch zu stark, denn nur etwa in Gegenwart des Kaisers geschieht dergleichen in Petersburg.

Als 1848 das Gewitter drohend am Horizonte stand, wurden sie besorgt um ihre mittelalterlich-feudalistische Stellung, aber jubelnd begrüßten sie Windischgrätz, den vindex gratiae, der durch sein Begnadigen zu Pulver und Blei neues Heil in die Welt bringen sollte. Seitdem haben sie manche andre neue Heilige erhalten. Als die Russen gen Ungarn zogen, erbat diese Elite des livländischen Adels es sich als eine Gnade, den tapfern Kriegern 800 Pferde anbieten zu dürfen. Der Dank für solche loyale Extravaganzen folgt gewöhnlich

bald nach, es wird den immer getreuen Livländern eine Erwerbsquelle nach der andern von Petersburg aus verstopft, ihre schönen Häfen dürfen sie nicht ausnutzen, weil Petersburg darunter leiden würde, sie müssen Chausseen bezahlen, die nur ihren russischen Nachbarn zu Gut kommen.

Numerisch weit stärker als die eben beschriebene Clique der livländischen Chinesen ist die Classe der Krautjunker (Pulkajunker im esthnischen Theile von Livland genannt). Manche derselben erlangen durch Reisen nach Deutschland und Frankreich, wenn auch keine Bildung, doch eine Politur; Andre müssen sich dem Bildungstalent ihres städtischen Schneiders überlassen und präsentiren sich, zumal wenn ihnen die Cultur ihrer zwei oder drei Bärte gelingt, während der Wintersaison in Riga und Dorpat ganz stattlich. Es wäre unbillig, über diese Classe in Bausch und Bogen ein hartes Urtheil zu fällen, da dieselbe viele Spielarten hat, von den vollkommenen Nullitäten bis zu den guten praktischen Landwirthen, die in ihrem engen Berufskreise ganz an ihrem

Platze sind. Wenn die immer noch übliche Eintheilungsweise der Gelehrten nicht zu verrufen wäre, könnte man Pulkajunker im weiteren und engeren Sinne unterscheiden, besser aber ist es, den Namen zu beschränken auf jene Nullitäten, die echten Söhne des Feldes und der Schrecken der Wälder. Es ist statistisch noch nicht genau ermittelt, ob die Zahl derselben größer ist in Livland oder in Curland, aber gewiß ist es, daß Curland, wo die Jagd mehr florirt, Prachtexemplare dieser Species aufweisen kann. Einer dieser Flurtreter im curischen Oberlande nahm kürzlich ein ruhmvolles Ende. Als ihm die Hetzjagden zu angreifend wurden und er dem Rappel nicht mehr folgen konnte, da hatte das Leben keinen Reiz mehr für ihn. Nach der Rückkehr von einer Jagd fragte er seine Genossen, was sie mit einem Jagdhunde thun würden, der nicht mehr jagen könne. Vetter, erwiederten sie einstimmig, wir würden ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Er ging in's Nebenzimmer, nahm eine Büchse und erschoß sich. Die Jagdhunde heulten einige

Tage dem Herrn nach, noch einige Herbste hindurch werden seine Jagdfreunde ihn vermissen und dann wird jeder Nachhall seines Lebens verklungen sein.

Die Duelle sind unter den Edelleuten in Livland seltener als in Curland, aber vor zwei Jahren kam dort ein großartiger Fall vor. Zwei Gutsnachbarn hatten eine Reihe kleiner Differenzen unter einander, die zu einer unangenehmen Correspondenz führten. Der Eine war alt, schon Großvater, der Andere jung. Der Erstere hielt es für seine Pflicht, den Feind zu fordern, da er aber sehr corpulent war, wäre er bei einer gewöhnlichen Pistolenforderung mit seinen Körperdimensionen sehr im Nachtheil gewesen, er forderte daher auf ein — Pulverfaß. Unglaublich, aber buchstäblich wahr! Nach seinem Plan sollte ein Wagen mit einem Pulverfaß in den Wald gefahren werden, dann, nachdem Kutscher und Pferde fortgeschickt wären, sollte der Gegner sich mit ihm auf den Wagen setzen; nachdem darauf jeder eine Cigarre angezündet, sollten die gegenseitigen Er-

klärungen beginnen, und derjenige von ihnen, der sich nicht dadurch zufrieden gestellt fühlte, seine Cigarre in das erste Pulverfaß werfen. Der alte Herr war fürwahr kein Sir John; alle, die ihn kannten, wußten, daß es ihm vollkommen Ernst war mit seiner zwar zweckmäßigen, aber doch commentwidrigen Forderung. Es kostete den beiderseitigen Bekannten unsägliche Mühe, die Sache beizulegen.

Sehr klein ist jetzt die Zahl der früher überall gesehenen Krippenreiter, die von Gut zu Gut ziehen das lange liebe Jahr. Sie sorgen nicht für den andern Morgen, denn jeder Tag bringt ihnen bei der nordischen Gastlichkeit Frühstück, Mittagsessen, Abendbrod und eine Kartenpartie. Natürlich sind die meisten von ihnen Kenner und Freunde des edlen Waidwerk's. Um sich dafür in steter Uebung zu erhalten, führte ein früherer livländischer Krippenreiter auf seinen Fahrten von Gut zu Gut stets eine geladene Büchse bei sich, und schoß damit den seinen Einspänner anbellenden Bauerhunden die Ruthe herunter. Er erwarb

sich durch dieses sinnreiche Manoeuvre den Ruf der Originalität. In diesem Augenblick befindet sich unter den livländischen Krippenreitern ein Baron vom reinsten Wasser, der crasseste Absolutist, der in Gedanken jeden deutschen Democraten zehnmal gehängt hat; den in der deutschen Bewegung des Jahres 1848 nichts mehr kränkte, als die Abolition der Jagdgerechtigkeit, da nun nicht ferner die edle Jagd ausschließlich das Vergnügen der Edlen sein werde; dem Proletarier und Kannibalen synonym sind — und es ist doch ein Krippenreiter der echte Proletarier!

Aber lassen wir diese Carricaturen des Ritterthums; die Gerechtigkeit verlangt es, den obigen Bildern ein andres gegenüberzustellen. Livland hat auch Edelleute aufzuweisen, die edle Männer und nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind. Da tritt mir vor Augen ein jüngst Gestorbener — Carl Ascil Christer, Freiherr von Bruiningk — und die Erinnerung vieler Stunden wird wach, in denen ich an ihm erkannte, wie reich das Leben eines Mannes sein kann, den die echte Hu-

manität beseelt. Leute, die ihn nicht begreifen konnten, die überhaupt Keinen begreifen, der nicht recht alltäglich ist, nannten ihn wohl einen Schwärmer. Poetisch war er in jeder Ader von früher Knabenzeit an, die er am poetischen Rhein verlebte, bis zum hohen Alter, wo der Tod ihn rasch antrat im unpoetischen Dorpat. Er glühte für das Wohl der Menschheit, aber weit entfernt, ein gewöhnlicher Kosmopolit zu sein, wie es deren bei dem Mangel an Patriotismus in Rußland so viele gibt, hatte er vollständig verstanden das „Charity begins at home", und sein Wirken war beglückend für den engern und weitern Kreis seiner Umgebung. Er blieb ein Jüngling, als Schnee seinen Scheitel deckte, und darum begriff er auch im Jahr 1848, daß die junge Welt an den Eintritt einer neuen Ordnung der Dinge glaubte, und er irrte mit uns, die wir einen Rückschritt, wie ihn das Jahr 1849 gebracht, für unmöglich hielten. Ernst Moritz Arndt war der deutsche Mann und Dichter, den er vor allen verehrte; in ihm mußte er eine homogene Natur erkennen,

einen ritterlichen Greis, in unvertilgbarer Jugendfrische für die heiligsten Interessen des Vaterlandes beseelt. Er achtete es für ein besonderes Glück, durch Vermittelung einer hehren, deutschgesinnten Schwiegertochter mit Arndt in dem letzten Lebensjahre einen Briefwechsel anknüpfen zu können, und überglücklich war er durch eine Dichtung, die Arndt ihm geschrieben als Anerkennung seines edlen Sinnes. Es gehörte dieß zu den letzten Freuden seines Lebens. Seiner hohen Gesinnung entsprach eine reiche Bildung. In einer guten Schule war er mit den Classikern vertraut geworden, darum las er täglich seinen Horaz, den er vor allen römischen Schriftstellern liebte, wie sein Vater ihn geliebt hatte, und in seinen letzten Lebensjahren begab er sich wieder mit jugendlicher Begeisterung an das Lesen des Homer, um die Muße, die er sich bereitet hatte, durch das Zurücktreten von den vielen Landesämtern, die er bekleidet, würdig zu genießen. So traf ich ihn eines Tages in seiner Gartenlaube, mit dem Dichter der Dichter beschäftigt.

Er streckte mir die Hand entgegen und las die Verse:

„Dort ist kein Schnee, kein Winterorkan, kein gießender Regen;
„Ewig wehn die Gesäusel des leiseathmenden Westes,
„Welche der Ocean sendet, die Menschen sanft zu kühlen.“

Einige Tage darauf, als er in demselben Garten unter den Blumen wandelte, berührte der mildeste Todesengel sein Haupt, den Gott gesendet, um den edlen Mann zur ewigen Ruhe zu führen. Schwerbetrübte Verwandte, Freunde und Verehrer aus allen Ständen gaben ihm das letzte Geleit, aber das schönste Gefolge bildete eine lange Reihe esthnischer Bauern, die ihn geliebt nicht wie einen Herrn, sondern wie einen Vater und Freund. Er war der Ihrige gewesen eine lange Reihe von Jahren, für ihr leibliches und geistiges Wohl stets besorgt; auf ihrem, nicht auf dem deutschen Friedhofe, fand er auch seine Ruhestätte, denn so hatte er es gewollt. Diese Hingebung hat wunderbar gewirkt auf die armen Esthen, welche keine

Ursache haben, die Deutschen zu lieben, und das Grab des edelsten Deutschen wird ein Wallfahrtsort werden für die esthnischen Landbewohner der Umgegend von Dorpat, die, wie alle Esthen, an Sonn- und Festtagen so gerne weilen, wo ihre Lieben in Frieden ruhn.

---

## 5.

# Die Esthen und ihre Poesie.

---

Eine der unglücklichsten Nationen Europa's, die von der eisernen Faust des historischen Recht's niedergehalten und erdrückt wird, sind die Esthen vom finnischen Stamm. Schon seit Jahrhunderten haben sie in Esthland und einem Theile von Livland die Heloten der deutschen Einwanderer abgegeben, und statt des alten Ruhms die „Männer des Landes" zu sein, ist ihnen nur „der Ruhm des Gehorsams" geblieben.

Zu der entsittlichenden Sclaverei von Jahrhunderten ist ihnen in den letzten Jahren noch ein großes Unglück gekommen, indem Tausende aus ihrer Mitte sich durch allerlei Blendwerk haben verlocken lassen, vom Protestantismus zur griechischen Kirche überzutreten und dadurch eine Spal-

tung in die nur noch durch Sprache, Sitte, gemeinsame Noth und Religion zusammengehaltene Nation zu bringen, die in den nächsten Generationen immer stärker hervortreten wird. Es mag Mancher, vielleicht mit Recht, sagen, hiebei seien die Esthen nicht ohne Schuld, aber unschuldig sind sie jedenfalls an einem andern Unglück, das sie in der letzten Zeit betroffen — in Kruse ihren Geschichtschreiber gefunden zu haben. Doch ist es ein Glück, daß dieser Kelch an den armen Esthen vorübergeht, da sie das deutsch geschriebene Buch „Urgeschichte – richtiger Ungeschichte — des esthnischen Volksstammes" nicht lesen können.

Daß diesem seit Jahrhunderten geknechteten Volk eine Poesie geblieben, ist wohl kein geringer Beweis dafür, daß die Poesie eine Gottesgabe ist, frohen Menschen zur Freude, schwergedrückten zum Trost verliehen. Die Poesie der Esthen ist bewahrt in einem herrlichen Sagen- und Liederschatz der Vorzeit, der freilich schwer zu heben ist, denn dem Deutschen, der ihn aus jener Sagenwelt herausgerissen, der ihm seinen Himmel raubte

und die schöne Erde zu einem Jammerthal machte, erzählt der Esthe seine Sagen nicht und singt er keine Lieder. Ein fleißiger Sammler derselben erzählt, daß, als er einst ein von einem esthnischen Mädchen gesungenes Schaukellied in seine Schreibtafel geschrieben, ein dabei stehender Esthe die Bemerkung gemacht habe: „Nicht genug, daß wir der Herrschaft schon von allem den Zehnten geben müssen, wollen sie auch jetzt noch den Liederzehnten bei uns einführen, damit alles verzollt werde.“ Da solche Schwierigkeiten zu überwinden sind, können wir den Männern, welche die „gelehrte esthnische Gesellschaft“ zu Dorpat bilden, nicht genug danken für ihre Mühen, deren Resultate sie in ihren „Verhandlungen“ bekannt machen. Der Stifter und mehrjährige Präsident dieser Gesellschaft, die durch seinen Tod ihre Schwungkraft verloren hat, Doctor F. Faehlmann, war selbst aus dem esthnischen Volk hervorgegangen und einer der edelsten, genialsten Männer in Livland. Was er der leidenden Menschheit als großer Arzt, den Armen als aufopfernder Wohlthäter, den für

ihn begeisterten Freunden als der echtgemüthliche, humoristische Genosse war, das wird lange in der Tradition leben in Dorpat und in weiteren Kreisen. Seine Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung der esthnischen Sprache und die alte Poesie der Esthen bekunden eine wunderbare Begabung. In dem ersten Bande der „Verhandlungen" hat er mehrere Sagen der Esthen in einer unübertrefflichen deutschen Nachbildung gegeben: das Entstehen des Embachs, Wannemuine's Sang, das Lesen der Sprachen, Koit und Ämmarik (Morgenroth und Abendroth). Besonders die letztere ist durch die innigste Poesie ausgezeichnet. Fählmann erzählt sie so:

„Eine kurze Wonnezeit, die lieder- und blumenreiche Zeit der kürzesten Nächte entschädigt die Bewohner unsers Nordens für die langen Drangsale des rauhen Winters. In dieser Feierzeit der nördlichen Natur, wo Morgenroth und Abendroth einander die Hand reichen, erzählte ein Greis den versammelten Enkeln die Liebesgeschichte Koit's und Ämmarik's, — und ich gebe hier wieder, was ich erlauschte.

Kennst du die Leuchte in Altvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Altvater hatte zwei treue Diener, aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend verliehen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Ämmarik: deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht. Und als am andern Morgen die Sonne wieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte er zu Koit: dein Amt, Söhnchen, sei die Leuchte anzuzünden und zum neuen Lauf vorzubereiten. Treulich übten beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmels-

bogen, und wenn im Winter sie am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn im Frühling sie die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Ämmarik übergibt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, und Vögel und Menschen erfüllten den Raum unter Ilmarine's Zelt mit Liedern, — da sahen beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände gegenseitig auch gedrückt und auch beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und andern Tages rief der Alte beide vor sich und sagte: ich bin zufrieden

mit der Verwaltung eures Amtes und wünsche, daß ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib.

Und beide entgegneten wie aus einem Munde: Alter, störe unsre Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist.

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahr, auf vier Wochen, kommen beide zur Mitternachtszeit zusammen, und wenn Ämmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Ämmariks erröthet und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder entzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren und die Nachtigallen rufen der am Busen Koits zu lange

weilenden Ämmarik scherzend zu: laisk tüdruck, laisk tüdruck! öpik!*)

In dem dritten Bande der Verhandlungen ist neben andern interessanten Sachen auch ein schönes Lied aus Esthland enthalten, „der Sänger" überschrieben. Die deutsche Uebersetzung ist von E. von Reinthal.

Wollt Ihr wissen, wie des Liedes,
Wie der Klänge süße Gabe,
Wort zum Worte, Sinn zum Sinne
Sich verbindend in mir keimte —
Hört mich an, ich sing es Euch.

Als der Mutter Hand mich wiegte,
Sanft die Schaukelstange schwenkend,
Wiegte sie, Gesang im Munde,
Mich mit Liedern süß zum Schlummer.
Traumeselfen um das Lager,
Schlummerwächter an der Wiege,

---

*) Eine Nachahmung des Nachtigallengesanges. Wörtlich: „Säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! die Nacht wird zu lang." Oepik: Nachtigall; eigentlich: die Nacht lang.

Von der Schaukelstange flüsternd
Nährten meiner Mutter Lieder,
Bis sie sanken in des Herzens
Heimlich stilles Feld zum Keimen.

So erwuchs ich auf zum Knaben,
Arbeit mußte man mir geben,
Man vertraute mir die Kühe,
Mir der Lämmer Hut und Schutz,
Weidend unter Erlen, Birken,
Und im Schatten des Gebüsches.

Horch, was hört' ich da für Töne
Aus der Vögel Kehlen dringen!
In den Wipfeln sangen Drosseln,
Aus den Büschen strömten Lieder
Schöngeschmückter Sängerschaaren,
Schwalben in den blauen Lüften,
Lerchen unterm Himmelsdom,
Nachtigall in Klagetönen,
Selbst der Spatz im Schutz des Daches —
Jeder sang nach seiner Weise,
Wie sein Lied ihm war vergönnt.

Andre Töne trug der Windhauch,
Regenwolken hört' ich rauschen.
Meereswogen dumpf und düster

Tönten klagend Schlachtensänge,
Lauter noch des Sturm's Posaune,
Wogen thürmend, Wipfel brechend.

All dieß Tönen, all dieß Brausen
Weckte mich aus meinem Schlummer,
Trieb in mir die Saat zum Keimen;
Lang schon lag sie harrend da,
Daß der rechte Hauch sie wecke —
Und erwacht ist so mein Lied.

Ruft mich Arbeit auf den Acker,
Arbeit auf die Blumenwiese —
Ueberall ertönt mein Lied.
Lied und ich, wir Zwillingsbrüder,
Wuchsen mit einander auf;
Beide sind wir Männer worden,
Beide freier, schlank und fröhlich,
Buhlend um der Menge Beifall,
Buhlend um der Jungfrau Gunst.

Die eigenthümliche „Schöpfungsgeschichte", welche man kennen muß, um die alten Sagen der Esthen zu verstehen, erzählt Fählmann in dieser Weise:

„Altvater (wanna Issa, wanna Taat oder mit dem besondern Namen Tara) bewohnte seinen

hohen Himmel; in seiner Halle prangte die hehre Sonne. Die Helden hatte er erschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wannemuine (am besten übersetzt: der Aelteste der Andern). Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haar und Bart und ihm die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirn trübten, spielte Wannemuine vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine lieblichen Lieder. Ein zweiter war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft, mit Weisheit auf der Stirn und Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lämmeküne (Heißfinger, Heißnagel), ein munterer Jüngling, voll Laune, immer froh, aufgelegt zu jedem Muthwillen. Andere, wie Wibboane — der gewaltige Bogenschütze — sind weniger beachtenswerth. Alle aber betrachteten

sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihr Wohnsitz war Kallewe oder Kalzowe oder Kalzowald (Felsgebiet).

Da trat nun der Alte zu den Helden und sagte: Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen. Betroffen sahen ihn drob die Helden an und antworteten: Was du in deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein. Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Weltschöpfung und legte sich zur Ruhe nieder. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und heftete die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so daß sie selber auf- und niedersteigt. Voll Freude ergriff Wannemuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde und die

Singvögel folgten ihm, und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sproßten Blumen hervor, und wo er auf einem Steine sitzend sang, wuchsen Bäume hervor und die Singvögel setzten sich darauf und begleiteten seinen Gesang. Lämmeküne juchheite in den Wäldern und auf den Höhen herum und Wibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärmen und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er sagte zu den Helden: Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen; eure Sache ist's, sie zu verschönen. Und bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Gethier und werde dann die Menschen schaffen, welche die Welt beherrschen sollen. Den Menschen will ich aber schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich rühmen könne, und ihr sollt euch mit den Menschen befreunden und euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, daß dem Bösen nicht so leicht unterliege. Das Böse mag und kann ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maaß und Stachel."

Wannemuine schickt noch jetzt seine Boten zur Erde, damit die Menschen den Gesang nicht vergessen, aber das Herz der Esthen ist zu schwer, um an heitern Weisen Freude zu finden; höchstens aber glauben sie an die Verheißung: Wannemuine wird selbst einmal wieder kommen, wenn das Auge des Glück's wieder auf diesen Fluren weilen wird!

---

## 6.

# Züge aus dem Leben der Esthen.

„Herrschen ist süß“ war seit Jahrhunderten die Losung der Deutschen in Livland den Esthen gegenüber; daher sind diese bei harter Arbeit in einem Zustande geistiger Verdummung erhalten, der ein Auflehnen gegen die Herrschaft unmöglich zu machen schien, bis sie denn doch in dem massenhaften Uebertreten zur griechischen Kirche eine eigenthümliche Form der Reaction gefunden haben.

Es ist üblich den Esthen in gerichtlichen Verhören neben anderen Generalfragen auch die vorzulegen, ob sie lesen und schreiben können. So müssen sie selbst das Zeugniß ihrer geringen Bildung aussprechen in der Antwort, welche entweder gänzlich verneinend ist, oder auch lautet: lesen wohl, aber nicht schreiben. Wenige von ihnen

sind zu dieser letzteren Kunst vorgeschritten. Gegenstand ihrer Lectüre sind das neue Testament und einige Erbauungsbücher; dazu kommen aber jetzt allmählich auch andere Schriften, von Männern herausgegeben, die ein Herz haben für die geistige Noth der Esthen. So hat ein livländischer Prediger mit richtiger Auffassung ihrer Bildungsstufe ihnen schon manches kleine Buch geboten z. B. ein's für Hüterknaben, das sich eben so sehr durch die Frische der Darstellung, als durch die Erkenntniß der geistigen Individualität der Angesprochenen auszeichnet. Das zeigen gleich die beiden Vorreden, eine für Eltern und Brodherrn, die andre für die kleinen Hirten. Sie lauten buchstäblich so:

1. Ist es nicht etwa wahr, daß Hirtenkinder oft unter einander Unarten begehen, längs dem Walde umherlaufen, nicht auf das Vieh achten, sich einander bei den Haaren reißen; indeß kommt der alte Graue herzu und bringt ein Lamm in sein Nest. Ein einziges Schaafsfell kostet bedeutend mehr als alle Erzählungen dieses Buches,

und wo ist nun der Preis des Fleisches, das der Wald auch verschlingt? Bedenke nun selbst, sollst du deine Kopeken aus der Tasche herausnehmen oder gibst du lieber dein Lamm dem Wolfe zum Fortschleppen? Ich aber habe keine Zeit, deine Berathung abzuwarten; ich muß noch zu den Kindern ein Wort reden. Nun, für dieses Mal Gott empfohlen und wünsche ich dir: Verstand deinem Kopfe — für jetzt — und köstliche Erkenntniß deinem Herzen — bis an dein Lebensende.

2. Hört Kinder! Wenn ihr draußen das Vieh hütet, so leset zuweilen aus diesem Buche; einer soll vorlesen, die Andern Achtung geben. Das ist weit besser als wenn ihr Unarten treibet. Beim Lesen aber achtet stets darauf, daß der böse Wolf nicht unter die Schafe komme. Und kommt er und will ein's fortschleppen, so schreit alle mit starker Stimme, daß der Wald schalle: Urjäh! Urjäh! und dieses böse Thier wiederum in seinen finstern Wald entfliehen muß. Dort mag er meinetwegen bleiben, bis ein Schuß ihn niederschmettert und man sein Fell schindet.

Euch aber, Kinderchen, wünsche ich alles Gute und Glück, wahrhafte Freude und köstlichen Frieden heut und Euer Lebelang!"

Ein schönes Unternehmen der Art rührt von Doctor Kreuzwald in Werro her, der in seinem Buche Ma-Ilm, einer Art Orbis pictus, zu Zeichnungen und Holzschnitten, wie wir sie in der illustrirten Zeitung haben, Welt und Natur den Esthen erläutert und neue Erfindungen verdeutlicht. Die Esthen mußten erst eine Scheu überwinden, bis sie sich an eine solche profane Lectüre machten, aber jetzt wird das Buch von Hand zu Hand gegeben. Solche Belehrungen sind ein dringendes Bedürfniß geworden. Von Geographie wissen die Esthen gar nichts, als daß es ein großes Rußland (Wenne-Ma) mit einem großen Kaiser und vielen Soldaten und zwei großen Städten, Petersburg und Moskau, gibt und ein Deutschland (Saksa-Ma), woher die Männer gekommen sind, die ihnen das Land genommen haben. Ich hatte einst unter meinen Domestiken ein esthnisches Mädchen, die Krone der Dienstboten durch ihre Treue, Ver-

nünftigkeit und Einsicht in ihrem häuslichen Berufskreise. Nachdem ich ihr mancherlei über Deutschland erzählt hatte, fragte sie, ob es denn dort keine Esthen gebe, und als ich es verneinte, fragte sie weiter: wer denn dort die Arbeit machte?

In ihren Verkehrsverhältnissen mit den Deutschen sind die Esthen mißtrauisch und haben wohl Ursache dazu. In den Städten gibt es die Bauerkaufleute, von denen sie kaufen, was sie an Geräthen und ähnlichen Dingen gebrauchen, und bei denen sie ländliche Producte, wie Flachs, absetzen. Wenn ein Bauer kommt, um seinen Flachs zu verhandeln, wird er bei diesen Kaufleuten sehr freundlich aufgenommen; man setzt ihm Brot und Fleisch vor und Schnaps, so viel er trinken mag, und dann wird er tüchtig betrogen. Das sieht er dann später wohl ein, aber im nächsten Jahr rennt er wieder in die Falle. Diese Kaufleute machen auch oft gute Geldgeschäfte mit den Esthen. Der Pastor H. begegnet einst, zur Zeit des Johannismarkt's in Reval, einem Bauer seiner Gemeinde, der auf seinem Wägelchen ein schönes fettes Kalb

hat. Auf die Frage, wohin er mit dem Kalbe wolle, erwiedert der Esthe: „zu meinem Freunde (soebber) in Reval; er ist so gut, mir 300 Rubel aufzubewahren, die mir leicht gestohlen werden könnten, dafür bringe ich ihm jedes Jahr ein fettes Kalb."

In Geldverhältnissen haben die Esthen oft ganz seltsame Ansichten. Ein Bauerwirth klagte einmal bei dem Gemeindegericht seinen Knecht an, daß dieser ihm Geld aus der Lade genommen habe. Der Knecht läugnet ganz entschieden. Wie viel Geld fehlt dir denn? fragt der Gerichtsvorsitzer den Kläger? Hundert und funfzig Rubel. Hast du denn selbst kein Geld aus der Lade genommen? Nur den Zuwachs (die Zinsen.) Die Zinsen von 1000 Rubeln à 5 p. c. betrugen für 3 Jahr 150 Rub.

Ungern gaben sie früher ihr ererbtes oder erspartes Geld aus den Händen, indem sie Schuldscheine oder zinstragende Papiere eben nur als Papiere ansahen; lieber vergruben sie die Münzen im Garten, versteckten sie unter dem Dache oder legten es in ihren Kammern in Kasten, die

häufig gar nicht verschlossen waren. Nur sehr langsam haben sie sich daran gewöhnt, ihre Ersparnisse in die vollkommen garantirten Sparkassen in Reval, Dorpat und Riga zu legen, wo sie $3^1/_2$ p. c. erhalten. Jetzt haben sie Vertrauen zu diesen nützlichen Instituten.

Ein seltsamer Fall kam vor einigen Jahren in der Gegend von Pernau vor. Ein Bauer galt für sehr reich; als er aber gestorben war, fand man das erwartete Geld nicht; alles wurde durchsucht, der Garten durchgraben, aber vergebens. Da fiel es der Frau ein, daß ihr verstorbener Mann besondern Werth auf ein Kopfkissen gelegt und befohlen habe, weil es ihm so bequem sei, es ihm mit in den Sarg zu geben. Nach eingeholter Erlaubniß wurde das Grab wieder geöffnet, und tausende von Rubeln in Papiergeld fanden sich in dem Kissen. War es eine seltsame Habsucht, die ihn zu der Anordnung bewogen? war es eine anspruchslose Schenkung an die Krone? Manche glaubten, die Rücksicht auf vier ungerathene Söhne, die schon lange auf

seinen Tod gewartet, habe ihn bestimmt. Die Söhne brachten das gefundene Geld bald durch und wurden noch ungerathener.

Bei der geringen Bildung der Esthen ist ihr Aberglaube um so weniger auffallend, da dem ursprünglich sehr poetischen Volke aus der Heidenzeit noch so manche Sage geblieben ist, in denen gute und böse, große und kleine Geister agiren. Während der Zeit ihres Christenthum's ist in diese Geisterwelt der Teufel, kurrat, kurri waim, hinzugetreten, und die Nothwendigkeit des Teufelsglaubens ist ihnen fortwährend in der Kirche gepredigt worden. Der livländische Richter hat am meisten Gelegenheit, interessante Seiten und Züge dieser Dämonologie kennen zu lernen, denn in den Criminalverhören recurrirt der Esthe unendlich oft auf den „bösen Geist" als den Verführer zum Verbrechen, und häufig ist er von der unmittelbaren Einwirkung des Teufels auf sein Handeln fest überzeugt. Der Böse erscheint ihnen in verschiedener Gestalt und Farbe. Einem Bauer von Arrohest, der im Jahr 1826 seinen

dreijährigen Knaben, den er von seinen beiden Kindern am meisten liebte, grausam gemordet hatte, zeigte er sich in der Gestalt eines ganz weißen Menschen. Sonst sollen sich die Neger den Teufel weiß vorstellen. Dem Didriko Carl, der 1822 die Poststation von Teilitz angezündet hatte, war der Teufel als ein alter Mann erschienen, der ihm zugerufen hatte: Minne, panne posti pallama (geh, bringe die Post zum Brennen). Ein wegen Brandstiftung auf dem Gute Ropkei in Untersuchung gekommenes 17jähriges Mädchen sagte aus, der böse Geist habe sie immer unter der Gestalt eines schwarzen Hundes, der sie verschlingen wollen, schon mehrere Tage vor dem Brande begleitet. Bei diesen drei Inquisiten war der Teufel höchst wahrscheinlich die objectivirte Verrücktheit.

Wie an den Teufel, glauben sie denn auch ganz allgemein an Hexerei. Der Westnershof'sche Bauer, Paho Jürri, der nie eines Diebstahl's geziehen war, kam wegen Pferdediebstahl in Untersuchung. Er gestand sogleich den Diebstahl ein.

Auf die weitere Frage, warum er den Diebstahl begangen habe, erklärte er, vor einiger Zeit sei er am Wirzzerwsee gegangen und habe einen Pferdezaum gefunden; seit der Zeit befinde er sich in einem verzauberten Zustande und habe ein Pferd stehlen müssen; der Zaum sei gewiß verhext gewesen, denn nie sei es ihm früher in den Sinn gekommen, einem Menschen etwas zu entwenden. Der Richter suchte ihn zu belehren, aber ohne Erfolg. Eine hübsche Geschichte für die Verfechter der Kleptomanie oder des Stehltriebes!

Bei dem unter den Esthen verbreiteten Glauben an Hexerei könnten die Hexenprocesse in Livland leicht wieder eingeführt werden, und wer weiß, was geschehen wird? Noch vor wenigen Jahren ist auf der Universität Dorpat die Zulässigkeit der schon 1686 in Livland abgeschafften Folter, dieses Essentiale der Hexenprocesse, vertheidigt worden, und auch von theologischer Seite haben die Hexenprocesse dort 1848 einen Vertheidiger gefunden. In dem „Inland“, welches

in Dorpat erscheint, waren von einem Criminalisten einige merkwürdige Hexenprocesse aus livländischen Archiven mitgetheilt, mit Bemerkungen über die „gläubige, schauerliche Zeit der Hexenprocesse". Darauf erschien ein Aufsatz: „Wie hat der biblische Christ die Hexenprocesse zu beurtheilen?" in welchem aus der Bibel deducirt war, daß die Hexen gesteinigt werden müßten und zugleich die „gemüthliche Anschauung" der früheren glaubensstarken Zeit darin nachgewiesen wurde. Der Criminalist, um den Frieden herzustellen, schlug eine Vereinigung vor, die Hexen erst zu steinigen und dann zu verbrennen, wie man früher in Livland die zum Feuertode Verurtheilten erst strangulirt und geköpft und dann die Leichname verbrannt habe. Rationalistische Prediger traten in demselben Blatte mit ihren Einwendungen gegen den „biblischen Christen" auf, so daß er repliciren mußte.

Die alten livländischen Hexenprocesse sind in mehrfacher Hinsicht sehr interessant. Man sieht aus ihnen, daß jene deutsche „gemüthliche An-

schauung“ und die überaus naive Logik der Hexenrichter, wie wir sie an der Elbe, am Rhein und am Neckar finden, ganz dieselbe war an der Düna, am Embach und an der Narowa. In den Werken über Hexenprocesse und Lykanthropie werden auch besonders häufig Beispiele aus Livland und Curland genannt. Wir sehen aber auch aus livländischen Hexenprocessen, daß die Richter durchaus nicht Alles hinein verhört haben, was sich als Ergebniß der Procedur herausstellte, sondern daß die Angeklagten sich oft selbst für Zauberer und Hexen hielten und als Verbündete und Hörige dämonischer Mächte im Besitz übernatürlicher Kräfte und besonderer aus der Geisterwelt entlehnter Mittel, den Menschen zu schaden, zu sein glaubten. Wo der Glaube an die persönliche Einwirkung des Teufels auf die Menschen und die Möglichkeit eines directen Verkehr's mit der Geisterwelt so allgemein und so festgewurzelt war, mußte auch die Dämonomanie hervortreten. Ich will nur eine hierher gehörige Geschichte mittheilen, die uns in die alte Welt der Esthen zu-

rückführt. Sie ist zuerst im „Inland“ (1851) aus einem Convolut alter gerichtlicher Scripturen erzählt.

Um das Jahr 1688 zog wandernd und bettelnd ein armer Bauer aus Esthland die Lande hinauf an den Peipus und fand ein kümmerliches Unterkommen auf dem zur Zeit königlich-schwedischen Amte Rappin. Er lebte dort als Pracher, d. h. er bettelte und erwarb sich nebenbei wohl eine Gabe durch gelegenheitliche Handleistung. Sein Name war Michel Tatra Santi und es gesellte sich nach einiger Zeit dazu ein ihn besonders auszeichnender Zuname. Er hieß der Hexenmeister und ward wegen der Kunst und der übernatürlichen Macht, die man ihm zuschrieb, von Vielen gefürchtet. Er bemühte sich, den gefährlichen Ruf zu vermehren und gab vor, über zwei höllische Geister so viel Gewalt erlangt zu haben, daß er sie gänzlich nach seiner Willkür gebrauchen könne. Den Einen nannte er Judas, und dieser gebot über Wetter und Wind, Sonnenschein und Regen; er vermochte Seuchen und Tod unter

den Heerden und dem Vieh zu verbreiten oder solchem Verderben wieder Einhalt zu thun. Sein Gebieter bezeichnete ihn als tückisch und zu allem Bösen aufgelegt. Der andere Geist, den der Pracher Näk nannte, war hingegen gutmüthiger Art, jedoch den Menschen ebenfalls verderblich. Er war ein Wassergeist; sein Gebiet See, Fluß und Sumpf, darin er schöne gläserne Häuser besaß, in die er auf Michel's Geheiß oder auch aus eigenem Willen Männer, Weiber oder besonders Jungfrauen zu verlocken wußte, die er dann zwar gut behandelte, aber nie wieder hinausließ.

Indem Michel Tatra in der Einbildung und in dem Ruf, den er über sich verbreitete, ein Mann von gefürchteter Macht wurde, blieb er in der Wirklichkeit ein elender Bettler, der für die Entbehrung und Noth, in welcher er lebte, eine eitle Entschädigung in jener angemaßten Bedeutsamkeit finden mochte. In der That konnte es ihn allenfalls trösten, die verachteten Lumpen, in denen er einherschritt, doch auch gefürchtet zu

wissen und seine kümmerliche, verwitterte Gestalt aufgesucht zu sehen, um, wie die Gelegenheit es ergab, als Rächer oder Helfer aufgerufen zu werden. Die Gefahr, der er sich dabei aussetzte, übersah er oder war gegen sie stumpfsinnig geworden.

Einstmals traf es sich, daß Michel Tatra von dem Bauerwirthe, der ihm ein zeitweiliges Obdach gab, mit zwei Säcken Korn nach der Hof'smühle gesandt wurde, um es dort mahlen zu lassen. Er war mit dem Abmahlen eines Sackes bereits zu Stande gekommen und schaffte eben den zweiten Sack zur Stelle, als der Hof'sbrauer Willem Prech mit Hof'smalz anlangte und ihn ohne Weiteres anwies, mit seinem Sack zurückzutreten, damit das Hof'smalz zuerst gemahlen werden könnte. Das verdroß den Pracher; die Forderung verstieß offenbar gegen den Recht'ssatz: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Die stolze Seele des armen Bettlers erglühte im Innersten; er schwur, sich rächen und den Beistand seiner Geister aufrufen zu wollen. Die ihn kannten und

seine Macht fürchteten, erwarteten voll Spannung, was mit dem gewaltthätigen Willem Prech geschehen würde.

Es dauerte auch nicht lange, so zeigte es sich daß Willem vom beleidigten Pracher dem Wassergeist Näk übergeben sei. Der behexte Brauer ward tiefsinnig, führte verworrene Reden und warf sich eines Tages in einen Teich, in welchem er ertrunken wäre, wenn man ihn nicht noch zur rechten Zeit herausgezogen hätte. Es rettete ihn indeß die geleistete Hülfe nicht ganz, denn bald entwich der vom Näk verfolgte Brauer in einen sumpfigen Wald und suchte sich in dem Moor zu ertränken. Aber das Wasser war zu seicht. Er ward, zwar entkräftet und geistesabwesend, jedoch noch immer lebend in sein Haus zurückgebracht, und in allen Gesinden sprach man nunmehr mit Bangigkeit von der grauenhaften Macht des Pracher's.

In der Zwischenzeit hatte diesen ein anderer Vorfall betroffen, bei dem er auch seine Zaubermacht hatte zeigen wollen, aber auf einen Gegen-

künstler getroffen war. Von dem Hof'skubjas Sobbak wegen eines Pferdes hart gezüchtigt, war er eben damit beschäftigt, seine Zaubersprüche gegen diesen anzuwenden und ihn dem bösen Geist Judas zu überliefern, als der Kubjas die höllischen Anstalten merkte und seine Gegenanstalten traf. Er wußte nämlich, daß, wenn man von einem zaubernden Hexenmeister ein Paar Tropfen Blut gewönne, die Zaubersprüche dadurch entkräftet und vernichtet würden. Jählings schlug er den Pracher, der sich dessen nicht versah, mit geballter Faust in's Gesicht, daß der Nase Blut entstürzte, behielt davon, so viel ihm nöthig schien, an seiner Hand und schickte den beschädigten Zauberer mit blutiger Nase heim.

Indeß man nun in den Gesinden des Kubjas schnelle Klugheit pries und über seine Errettung sich freute, drang Klage oder Gerücht höhern Ort's ein und der Pracher ward von dem königlichen Assessor von Güldenschmidt, der das Amt Rappin verwaltete, vorgefordert, um über seine Hexenkünste Rede und Antwort zu stehen. Hier be-

kannte er freiwillig und, wie es scheint, mit einer Art von Stolz, daß er bereits seit zwanzig Jahren in dem nähern Umgange mit den genannten Geistern lebe und die Kunst, sie zu meistern, von seinem Vater Lattusal erlernt habe. Dieser hätte ihn eines Tages in die Oede geführt und ihm dort eröffnet, wie er ihm die Kunst lehren wolle, höllische Geister zu bannen und sich ihrer zu beliebigen Zwecken zu bedienen. Als er darauf eingegangen sei, hätte der Vater sofort einen Teufel gerufen, eben denselben Judas, den er noch kenne. Dieser wäre erschienen und hätte von dem Vater ein Unterpfand begehrt, daß er ihm den Sohn wirklich übergebe, und solches sei darauf in der Art geschehen, daß der Vater dem Judas ein Büschel Haare vom Kopfe des Sohnes und einige Tropfen Bluts aus dessen Nase übergeben hätte. Als Gegenleistung lehrte ihn der Teufel, durch den Mund des Vaters, einige Worte, welche unter Anrufung der Hölle ausgesprochen ihm Macht und Gewalt sowol über den Erdteufel Judas, als über den Bachteufel Näk verliehen. Bald darauf wäre

der Vater schwer erkrankt und in der Sterbestunde hätte er ihn dem herbeigerufenen bösen Geiste mit den Worten übergeben: „Hier hast du meinen Sohn, diene ihm wie mir!“ worauf das höllische Wesen ihm geantwortet: „Wohl, ich werde es thun, denn ich habe sein Haar und Blut, aber ich diene ihm nur zur Hälfte, denn so ist es hergebracht.“ „In der That, endete der Pracher seine Aussage, hat mir der Teufel nur zur Hälfte gedient, denn wenn meinem Vater nie eine Hexerei mißlungen ist, so sind mir deren sehr viele fehlgeschlagen.“

Von dem Assessor von Güldenschmidt aufgefordert, den Hof'sbrauer wieder zu enthexen, damit dieser nicht immerdar in's Wasser laufe, wobei er doch einmal umkommen würde, antwortete der Pracher, er hätte noch in der letzten Nacht den Bachteufel Näk vor sich beschieden und ihm aufgelegt, den Willem Prech fortan in Ruhe zu lassen und nicht in die gläsernen schönen Häuser unter dem Wasser einzuladen, aber der Näk sei hartnäckig und wolle die einmal übergebene Beute bis jetzt nicht fahren lassen.

Der Assessor, der nicht allein, sondern in Gegenwart seines Amtmannes, eines Schreibers und dreier guter Gesindesbauern den Pracher vernommen hatte, fand nöthig, ihn unter der Anklage der Zauberei und Hexenkunst, bei hinlänglicher Bedeckung, an das Landgericht in Dorpat zu schicken, um ihn dort sein Urtheil finden zu lassen. In der Anklageschrift schreibt der Assessor:

„Ich habe nicht unterlassen können, dem Hochpreißlichen, Königlichen Landgerichte zu berichten, wie daß sich gegenwärtiger Einwohner oder Pracher nunmehro bei 9 Jahr allhier in diesem Königl. Amte Rappin aufgehalten, über welchen zwar allzeit die Bauren geklaget, daß Er ein großer Hexenmeister wehre und daß er unter Menschen, Pferden und Viehe vielen Schaden thäte, Man hat ihn aber so öffentlich nicht können in seiner Kunst betreffen. Dieser Tage aber macht er sich an den Hoffes-Brauer Willem Prech genannt undt behext denselben umb einer nichtswürdigen Uhrsache, auch so sehr, daß er ganz von Sinnen undt so bald er losgelassen wirdt in's Wasser laufen will.

Ehe ich aber diesen Kunstmeister dem Königlichen Landgerichte übergeben wollen, habe ich ihn erst auf einige Articul befraget, ob Er etwaß freywillig gestehen wollte, damit das Hochpreißliche Landgericht besser Licht haben möge, wie aus beyliegendem Aufsatze zu ersehen ist. Lebe der geneigten Hoffnung es werde das Hochpreißliche, Königliche Landgericht diese Untersuchung wohlmeinend aufnehmen u. s. w."

Vor das Landgericht in Dorpat gestellt und befragt, bekannte der Pracher freiwillig und ohne daß zur scharfen Frage geschritten worden wäre, eine Bekanntschaft mit bösen Geistern, mit denen er jedoch keinen Bund geschlossen haben wollte, obschon ihm der Eine mehrmals in der Gestalt eines kleinen schwarzen Hundes wirklich erschienen sei. Seine Aussagen umfaßten zwar die bereits oben dargestellten Angaben und Vorgänge, indessen fügte er auch Anderes hinzu über einige von ihm ausgeführte Versuche, die erlernte und vom Vater ererbte Kunst wie zum Nachtheil, so auch zum Vortheil der Menschen in Anwendung

zu bringen. Er behauptete nämlich, einige von ihm Verzauberte wieder enthext zu haben, nachdem der Grund seines Grolles gegen sie weggefallen, und suchte seine Zaubermacht endlich darauf zu beschränken, daß er sehr wirksam fluchen könne. Darüber befragt, woher denn seine Flüche und Verwünschungen eine besondere Kraft hätten, und es solches nicht durch die Mitwirkung des Teufels geschähe, antwortete er: „Nein, den Teufel benutze ich dazu nicht; aber wenn ich gekränkt und erzürnt meinem Gegner geflucht und denselben dem Satan übergeben habe, bete ich zu dem allmächtigen Gott, diesen meinen Flüchen und Verwünschungen die Verwirklichung zu verleihen." Wir sehen, wie der Pracher hier seinen Rückzug beginnt und auf ein anderes Gebiet hinüberzieht.

Das Gericht erkannte vorerst dahin, von dem Amte Rappin den Bericht einzufordern, ob der Hof'sbrauer Willem Prech von der ihm angezauberten schweren und lebensgefährlichen Krankheit genesen werde und könne, und als darauf die Meldung einging, daß zu dessen Aufkommen keine Hoffnung

vorhanden, indem er seines Verstandes und seiner übrigen Kräfte gänzlich beraubt und in volle Raserei verfallen sei, sprach das Gericht demgemäß das Urtheil: „Daß der Pracher Michel Tatra Santi wegen habender Gemeinschaft und eines pacti impliciti mit dem bösen Geiste, auch verübter Zauberei, wodurch er den Rappin'schen Hof'sbrauer Willem Prech in solchen miserabeln Stand gesetzt, darin er allem Ansehn nach sein Leben wird endigen müssen, ihm zur wohlverdienten Strafe und Andern zum Beispiel mit dem Schwert enthauptet und darauf zu Asche verbrannt werden soll."

Nachdem das königliche Hofgericht das eingesandte Urtheil bestätigt, verlangte das Amt Rappin, daß die Ausführung desselben nicht in Dorpat, sondern in seinem Gebiete statt finde, damit das der Abgötterei und Zauberei daselbst sehr anhängige Landvolk ein Allen sichtbares Beispiel der Strafe vor Augen habe. Es wurde diesem Gesuch gewillfahrt und der Verurtheilte den vom Amte abgeordneten Männern übergeben,

außerdem aber vom Amte noch ein Wagen mit drei Pferden für die Fahrt des Scharfrichters und zwei gute Gesindesbauern zu dessen Sicherheit nach Dorpat gefordert, welche letztere in der Stadt bis zur ungefährdeten Zurückkunft des Scharfrichters verbleiben mußten. An den damaligen Pfarrherrn von Rappin, Peter Lanrelius, erließ das Landgericht die Aufforderung, den Verurtheilten zu seinem Tode vorzubereiten. Die Execution fand hierauf am 17. November 1699 statt.

Der Referent dieses interessanten Falles fügt hinzu: „Schaut man von solchem Ende des Pracher's auf seine Lebensverhältnisse, Meinungen und Geständnisse zurück, so erblickt man in den letztern nicht etwa Nachklänge eines entschwindenden, angestammten Nationalglaubens und Reste des gewichenen Heidenthums, sondern bloße Ergebnisse der von seinem Volke später von auswärts empfangenen Eindrücke. Die Namen der beiden zauberhaften Wesen, die der vielgewanderte Esthe zu kennen vorgab, weisen auf solche Eindrücke und fremde Ueberlieferungen hin; besonders

ist Näk mit seinen prächtigen Pallästen unter dem Wasser ein Bild aus der deutschen Sagenwelt. Auch die feierlichen Worte, mit denen der sterbende Vater Lattusal dem Sohne seine Zauberkunst und die ihm dienenden Geister übergibt, erinnern an die sterbenden Väter in den deutschen und auch schwedischen Volksmärchen. Diese übergeben, den üblichen Erzählungen nach, dem Lieblingssohne oder dem schlauesten Kopfe unter ihren Söhnen, der in entscheidender Stunde die andern zu überlisten weiß, jene Zauberkräfte, die sie als Geheimniß ihr ganzes Leben hindurch ungenutzt bewahrt haben, dem Sohne aber als Mittel eines glänzenden Fortkommens freudig gönnen. Aus solchen Bildern, zu denen der wandernde, oft müssige Pracher leicht gelangen konnte, gestaltete sich in seinem Kopfe die eingebildete Zauberwelt, die ihm in der wirklichen, bei den herrschenden Begriffen seiner Zeit, zum Verderben gereichen sollte."

Wenn der Referent in den Teufels- und Geister-Phantasien des Michel Tatra und seiner Umgebung keine Reflexe aus dem esthnischen Heidenthum er-

blicken will, so kann man ihm darin wohl nicht Recht geben. Die Esthen haben nicht den Judas Ischarioth zum Teufel gemacht, sondern Judas, womit sie jetzt häufig schlechtweg den Teufel bezeichnen, ist eine altesthnische Gottheit und zwar ein schlimmer Geist. Bei den Letten ist Johds ein Waldteufel oder Feldteufel. Die Dämonologie und der Aberglaube der Esthen enthält ein seltsames Gemisch von Heidnischem und Christlichem, und daß sich die heidnischen Elemente bei ihnen erhalten, kann um so weniger befremden, da sie in ihrer geistigen Bildung fast ganz auf dem alten Standpunkt geblieben sind und auch in ihrem äußern Leben so wenig Fortschritte gemacht haben. Aus Naturanschauungen entstand ihr heidnischer Glaube, und sie stehen auch jetzt noch in einem weit unmittelbareren Verkehr mit der Natur als die Culturvölker. Sümpfe und Wälder trennen ihre einzeln stehenden, primitiven Wohnungen von einander und „was sich der Wald erzählt" ist ihnen etwas ganz Anderes, als was der deutsche Dichter im Walde erlauscht. Da hören

sie das Concert heulender Wölfe und brummender Bären und müssen stets gerüstet sein zum Kampfe mit diesen ihren Mitbürgern in der Waldeinsamkeit. Es sind keine Jägergeschichten, die man in Livland fortwährend hört, von Zweikämpfen zwischen esthnischen Bauern und solchen Ungethümen, aus denen die ersteren oft siegreich hervorgehen. Im Mai 1851 stürzte sich ein Wolf in Esthland, neben dem Bauergesinde Kundi, zum Gute Maart gehörig, auf eine weidende Viehheerde und verwundete 7 Stück Vieh; darauf griff er den Bauer Jahn Metstaggune an und biß ihn in den Kopf und in die linke Hand. Nach langem Ringen gelang es aber dem Jahn, den Wolf am linken Ohr zu fassen und zur Erde niederzuwerfen. In diesem Zustande hielt er den Wolf so lange, bis derselbe von herbeigeeilten Bauern erschlagen wurde. Dergleichen ist gar nicht selten. Auf der Jagd kommt ein Esthe häufig, wenn er den letzten Schuß des ihm sparsam zugemessenen Pulvers verschossen hat, mit einem Bären in's Handgemenge und parirt die Tatzenhiebe des Waldursprünglichen sehr ritterlich.

7.

## Der Wald.

Livland ist noch immer ein waldreiches Land, wie sehr auch die Axt gelichtet hat. Manche seiner großen Waldungen sind nur zur Winterzeit bei dem stärksten Froste zugänglich, wenn der Morastgrund eine mächtige Eisrinde erhalten hat. Dann zieht die muntere Jagd hinein, und Bären und Elen werden aufgeschreckt aus ihrer sonst so sicheren Domäne; dann kommt der Bauer, um dem in eisigen Banden gefangenen Forste manch' schönen Stamm zu rauben. Da der livländische Wald großentheils aus Nadelholz besteht, so ist er wohl schöner zur Winterzeit, als der entblätterte deutsche Wald. Wenn die langen vollen Mähnen der Tannen schwer mit angefrornen Schneemassen belastet herabhängen, und die Sonne in den wenigen

Tagesstunden ihrer Herrschaft einen Silberglanz ausbreitet über das starre, in unendlicher Ruhe daliegende Waldreich, dann ist es, als ob Mutter Natur jedem ihrer nordischen Menschenkinder einen Weihnachtsbaum bescheeren wollte. Und wenn der Frühling gekommen, nachdem er glücklicheren Menschen aus seinem Füllhorn gespendet und den Zurückgesetzten nun um so rascher von dem Reste seines Reichthums zutheilt und plötzlich dem Sommer die Herrschaft übergibt, weil er auch noch ärmeren Kindern in Nord und Ost eine kurze Freude bereiten will; wenn die schöne, schlanke Birke mit saftigem weißem Stamm den unvergleichlichen glänzenden Schmuck ihrer jungfräulichen Blätter angelegt, die Espe ihren Schwestern geschwätzig den Winternachtstraum erzählt, die starkstämmige Ulme den Waldbesucher unter ihr Laubdach einladet; wenn die gefiederten Waldsänger wieder Liebe und Lust singen, und nun bald aus dem Waldesteppich die bunte Flora sich erhebt dann möchte man jauchzen bei'm Eintritt in die schöne Natur nach der langen Erstarrung, aber

Livland ist nicht ein Land der jubelnden Freude, und im livländischen Walde stehen neben den heiteren Waldzierden die ernsten Tannen und Fichten. Wir fanden an einem schönen Julimorgen in kurzer Zeit über fünfzig Arten der zierlichsten, schmuckſten Waldblumen und Sträucher: Augentrost, Frauenmantel, Iwan und Mariechen, zuletzt auch die Männertreu; aber plötzlich hörte die üppige Vegetation auf, und an der Nordseite des Waldes erhoben sich eine Reihe grauer verdorrter Tannen, die, wenn der Wind sie durchzieht, wie der klappernde Tod dastehen. Bei'm heitern Sonnenlicht war uns der Contrast wohl überraschend und mahnend, aber im Mondschein ist dem einsamen Reiter eine solche Waldecke recht schauerlich; er eilt vorüber, um schnell aus dem Bereich der langen, dürren Arme der grauen Geister zu kommen, und je schneller er reitet, desto mehr ächzt und quikt es von allen Seiten.

Einen traurigen Anblick geben auch nach einem Waldbrande die starren, halbverkohlten Stämme, denen bei dem hiesigen Ueberfluß an Holz nicht

die letzte Wohlthat zu Theil geworden, durch die Axt von der Oberfläche der Erde entfernt zu werden. Wohl hatten sie stolz ihre Häupter geschüttelt, wenn ein Orkan die Waldruhe störte, aber jetzt hat die feurige Revolution ihnen die Kronen von den Häuptern gerissen und die Prachtmäntel von den Leibern; der weiche Teppich zu ihren Füßen ist versengt und die bunten, heitern Sänger sind fortgezogen von dem freudlosen Orte.

Ist es auch kein Prairiebrand, so fehlt es doch einem livländischen Waldbrande nicht an Schauer, zumal in der Nacht. Das Vieh auf der Nachthut wird bei dem unheimlichen Heranschleichen des Feuers unruhig; die Hunde bellen und winseln abwechselnd; die Vögel, gestört in ihrer Ruhe, flattern schlaftrunken umher; das Wild verläßt sein Lager, es ist ihm, als ob eine wilde Jagd auf der Erde und durch die Luft einherziehe; neugierig steckt ein Elen seinen großen Kopf aus dem Waldesdickicht hervor, die Bärin mit ihren Jungen durchbricht in starkem Vordrang das Unterholz, und die Wölfe beginnen ihr schauerliches

Geheul. Kommt das Feuer an eine mit dürrem Kraut und vertrocknetem Grase bedeckte Fläche, so spielt es rasch in ein dumpfes Sausen über; dann geben wieder neue Kraft die harz- und kienreichen Bäume, bis es in seinem raschen Zuge durch einen Bach oder ein Flüßchen gehemmt wird, und dann unwillig zischend sich zur Seite wendet, um eine neue Bahn zu zeichnen.

Häufig entstehen solche Waldbrände durch die Wachtfeuer der auf der Nachthut befindlichen Hüterjungen, die auch in der „Feierzeit der nördlichen Natur, wo Abendroth und Morgenroth einander die Hand reichen" das Feuer eben so wenig entbehren können, als die „süße Rede" dazu — maggus jutt — diese Herzensnothdurft der Esthen. Zigeunerartig lagern sie sich um ein solches Feuer; während sie schwatzen, grasen die Pferde daneben, und wenn diese gesättigt sich zur Ruhe gelegt, dann hüllen auch die Buben sich in ihre braunen oder grauen, langen Röcke oder gar in einen luxuriösen Schaafspelz und schlafen in traumseliger Waldeinsamkeit, nur dann und wann durch das An-

schlagen der Hunde gestört, wenn ein Wolf im Anzuge ist, bis die Sonne die Schläfer weckt. Ein kühler Trunk aus dem Waldbach erfrischt wunderbar, und wenn die Pferde wieder abgegras't haben, dann rüsten sie sich zum Abzug nach ihren Gesinden. So traf ich in einer Morgenfrühe eine Gesellschaft dieser Waldmenschen, und war nicht wenig überrascht durch ihre malerische Erscheinung. Sie jauchzten sich zu, und bald waren ihrer acht auf einem runden, von Bäumen freien Platze, versammelt; zwei kleine Buben ritten voran auf Pferden mit Glocken, die übrigen folgten zu Fuß neben ihren Pferden. Der Kleinste hatte einen langen braunen Rock umgeschlagen, der ihm eine Welt zu groß war, und wie ein langer Reitermantel aussah, ein schwarzer Filzhut ohne Krämpe, mit einer Auerhahnfeder auf dem Kopfe, schwarze Augen, glattes braunes langes Haar — ein trefflicher Murillo. Sie schauten den saksa herra an, auf mein terre, terre! — den gewöhnlichen esthnischen Gruß — erwiderten sie ein Jummal' nimme (in Gottes Na-

men), aber von der sonstigen sclavischen Devotion war keine Spur, denn hier waren sie die Herren. Nur in der Stadt und am Hofe sind sie Gestalten der Traurigkeit und Kläglichkeit.

Der livländische Wald ist sehr wildreich, obgleich die Bären allmählig seltener werden, und das Reh nur noch in wenigen Gegenden zu finden ist. An tüchtigen Jägern und leidenschaftlichen Liebhabern des Waidwerk's fehlt es daher natürlich nicht, und selbst unter den Bauern sind gute Schützen, die mit einem alten Gewehre, dessen Steinschloß, bisweilen nur schlecht befestigt ist, und einem kleinen, mühsam herbeigeschafften Pulvervorrathe, ihr Ziel zu treffen wissen. Gewaltige Nimrods sind in der Familie derer von K. zu finden, die außer dieser Tugend sich meistens noch auszeichnen durch Musikkennerschaft, Tanzkunst, und, was ein Gegensatz sein soll, durch Glück im Spiel und in der Liebe. Diese letzteren Vorzüge waren nun zwar Einem aus dieser Familie nicht zu Theil geworden, oder er hatte sich ihrer Cultur nicht befleißigt, aber als Jäger war Gre=

gor von K. eine Größe. Im ersten Jünglingsalter war er in den Militairdienst getreten, hatte es aber nicht zum Offizier gebracht. Mit unendlicher Sehnsucht nach der livländischen Jagd kam er wieder in die Heimath zurück. Da er ganz mittellos war, mußte er auf dem Gute seiner Schwester, einer Wittwe, eine Zuflucht suchen. Fünf Meilen davon hatte ein Onkel, Capitain a. D., sein Gut Neu-Karkel. Der gemeinschaftliche Familienzug der Jagdliebe und Jagdkunde führte Onkel und Neffen näher zu einander, aber einer besondern Gunst des Ersteren konnte der Letztere sich nicht rühmen. Dieß trat entschieden hervor, als der Neffe sich erkühnte, um die Hand der Tochter des Capitains von K. anzuhalten. Er wurde von den Eltern kurz abgewiesen. Anstand'shalber mußte er nun das Haus des Onkels meiden, was seinen Jagdfreuden bedeutenden Eintrag that, denn die Gebildeten unter den benachbarten Gutsbesitzern fanden an seiner Gesellschaft keinen Gefallen, wie er sich bei ihnen nicht wohl fühlte. Seinen Hauptumgang bildeten Leute aus

niederer gesellschaftlicher Sphäre, ein Müller, ein Tischler und ein Schuhmacher vom Gute seiner Schwester, die, wie er, große Jagdfreunde waren, und denen er sehr imponirte. Er war ungewöhnlich stark, auf der Jagd nie ermüdet, und ein sicherer Schütze. Nach dem Vorbilde von Coopers „Lederstrumpf" hatte er sich eine Doppelflinte von sechs Fuß Länge und von sehr großem Kaliber machen lassen, aus welcher er mit Kugeln schoß, die selten ihr Ziel verfehlten. Durch diese Lebensweise und in diesem Umgange wurde er seinen Standesgenossen und der civilisirten Welt immer mehr entfremdet: seine Welt war der Wald. Es mußte daher sehr auffallen, daß er nach geraumer Zeit wieder auf dem Gute seines Onkels erschien, dessen regelmäßiger Jagdgefährte im Frühling 1827 wurde, und sogar nicht undeutlich seine Bewerbungen um die hübsche Muhme erneuerte. In dieser Richtung hatte er aber entschiedenes Unglück, und als er um die schöne Pfingstzeit in seinen Aufmerksamkeiten gegen die Angebetete zu ungestüm wurde, faßte ihn ihr Vater unsanft „mit

dem zweiten und dritten Finger der linken Hand" an dem Kragen und führte ihn zum Hause hinaus. Unter Racheschwüren verließ Gregor von K. das Gut; namentlich soll er zu dem Capitain gesagt haben: „die Finger sollst du nicht behalten".

Im September desselben Jahres war die Familie des Capitains von K. auf einige Wochen zum Besuch von Verwandten fortgereist; der Capitain, welcher allein zurückgeblieben, beschäftigte sich jetzt nur mit der Jagd und mit Drechseln, einer alten Liebhaberei. Hiefür hatte er sich einen Theil seines Schreibzimmers durch eine dicke Bretterwand zu einer Werkstatt abkleiden lassen. Nachdem er den Tag über gejagt hatte, bestellte er sich bei der Wirthschafterin eine Lieblingsspeise und begab sich dann am Abend des 27. September in sein Zimmer. Als er zur bestimmten Zeit nicht zum Essen erschien, ging die Wirthschafterin hin, um ihren Herrn zu rufen. Sie fand ihn in der Abtheilung des Schreibzimmers, in welcher außer der Drechselbank die Schießgewehre befindlich waren, in knieender Stellung, den Kopf an

die Bretterwand gelehnt, mit einem ausgelöschten Lichte in der Hand — todt. Aus einer großen Schußwunde in der linken Brust strömte das Blut hervor, auch war der zweite und dritte Finger der linken Hand zerschmettert. Die erste Vermuthung, als habe der Capitain beim Repariren eines Gewehr's sich selbst den Tod zugezogen, mußte bald einer andern Ansicht weichen. Ein Gewehr fand sich nicht in der Nähe des Todten, wohl aber eine Kugel, die in schiefer Richtung durch den Leib gegangen, sodann noch durch die Bretterwand gedrungen und an der gegenüberstehenden Mauer zurückgeschlagen war. Auf dem Fensterbrett lag ein frisch ausgeschossener Pfropf von Heede, daneben kleine Glassplitter, und darüber war in einer Fensterscheibe ein rundes Loch. Es blieb kein Zweifel, daß der tödtliche Schuß von außen gekommen. Ein starker Schuß war auch um halb acht Uhr von dem Arrendator des Gut's gehört, aber nicht weiter beachtet worden, da der Capitain zu allen Tageszeiten, um seine Gewehre zu probiren, im Zimmer und aus dem

Fenster zu schießen pflegte. Die gefundene Kugel war ein großer sogenannter Bolzen von Blei.

Der Boden unter dem bezeichneten Fenster war mit Gras bedeckt, daher konnte man deutliche Fußspuren nicht entdecken; auch wurde die Localbesichtigung nicht mit großer Sorgfalt gemacht. Bei der Umfrage auf dem Hofe ergab sich, daß zwei Mägde, als sie an jenem Abende aus der Dreschriege in den Viehstall Kaff getragen hatten und dann zur Riege zurückkehrten, einen langen Mann gesehen, der in langen Sätzen, vom Herrenhause kommend, ihnen vorbeilief; einen Schuß hatten sie nicht gehört, vermuthlich weil die Drescher in der Riege sehr laut gesungen. Ihre Beschreibung des fliehenden Mannes, so weit sie in der Dunkelheit ihn hatten sehen können, stimmte genau zu den Angaben anderer Leute, die um die Abendzeit einen fremden Jäger in der Nähe des Gutes bemerkt hatten. Dieser hatte eine runde, ihm zu weite Jacke, oder ein Kamisol ohne Schöße getragen, sehr weite Hosen und eine kleine Mütze mit enganliegendem Schirm. Nach der Aussage

derer, die einen fremden Schützen vor der Dunkelheit gesehen, hatte dieser dickes, krauses Haar und einen Schnurrbart gehabt, die Farbe der Jacke war grau gewesen, die Hosen dunkelgrau, die Mütze von dunkler Farbe; an den Füßen hatte er Pasteln, die gewöhnliche sandalenartige Fußbekleidung der Bauern, getragen, eine braune, lederne Jagdtasche und eine Doppelflinte. Einige dieser Zeugen äußerten, daß, obgleich der Anzug des Jägers bäuerlich gewesen, er ihnen doch nach Gang und Haltung herrschaftlich erschienen sei.

Am 3. October, als die trauernde Wittwe des Ermordeten mit ihren Schwägern, von denen sie nach ihrem Gute zurück begleitet war, sich über die Schreckensthat unterhielt, und sie, nachdem die Verdachtsgründe gegen einen Buschwächter besprochen waren, plötzlich den Verdacht äußerte, Gregor von K. könne der Thäter sein, da trat dieser in's Zimmer, um der Wittwe einen Condolenzbesuch zu machen. Mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie in Ohnmacht und mußte in ein

anderes Zimmer gebracht werden. Gregor von K. empfahl sich bald wieder.

Das Gericht richtete die Untersuchung zuerst gegen den Buschwächter Otto Behrsing. Dieser war ein Trunkenbold und in seiner Function als Waldaufseher meistens sehr nachlässig gewesen, daher er denn von dem Capitain von K. nicht nur oft gescholten, sondern auch geschlagen war. Es hatte aber immer wieder eine stillschweigende Versöhnung der Beiden stattgefunden, da der Buschwächter als unermüdlicher Piqueur und guter Schütze dem Capitain unentbehrlich geworden und andrerseits dieser dem Ersteren als das Ideal eines Jägers erschien, und er die Jagdfreude für das größte Erdenglück erkannte. Auch am 27. September war Behrsing für Holzdefraudation geschlagen, und war ihm seine Flinte zur Strafe abgenommen worden. Trotzdem fand sich am Morgen nach dem Morde eine Flinte in seiner Wohnung, und dieß war die Hauptveranlassung, warum sich die Untersuchung speziell gegen ihn richtete. Allein seine Unschuld ergab sich deutlich.

Ohne Jagd konnte er nicht leben, daher hatte er sich eine Flinte geliehen; dieselbe war aber noch nicht gebraucht, denn es fand sich die einläufige Flinte mit einem ganz alten Schusse geladen, und der Pfropf auf diesem Schusse bestand aus einem ganz andern Material, als der auf dem Fensterbrett im Schreibzimmer des Ermordeten gefundene; auch war die in der Buschwächterwohnung aufgesuchte Heede verschieden von der des fraglichen Pfropf's. Dazu bewies der Buschwächter durch Zeugen vollständig, daß er an dem Mordabende nicht auf den Hof gekommen war.

Als Otto Behrsing von dem Gerichte für unschuldig erklärt wurde, waren ein Jahr und einige Monate seit dem Morde vergangen; man hatte einseitig eine falsche Spur verfolgt, dagegen die Nachforschung nach dem Wege, auf welchem der fremde Jäger nach Neu-Karkel gekommen, und den er nach dem Morde eingeschlagen, viel zu früh aufgegeben. Jetzt konnte das nicht mehr nachgeholt werden. Die ganze Untersuchung, welche sich nun gegen Gregor von K. richtete, war höchst

mangelhaft, durchaus nicht wegen Unfähigkeit des Inquirenten, sondern durch die Beschränkungen, denen eine Criminaluntersuchung gegen Adelige in Livland wegen wirklicher und eingebildeter Privilegien derselben unterworfen ist.

Die allgemeine Stimme hatte schon lange den Gregor von K. für den Mörder seines Onkels erklärt; sehr vielen Leuten, die ihn kannten, erschien die Identität seiner mit dem eigenthümlich costümirten Jäger ausgemacht. Von den Kleidungsstücken dieses waren Allen, die über ihn befragt wurden, aufgefallen die Pasteln und die breite Jacke; Gregor von K. war vielleicht der einzige livländische Edelmann, so viele deren auch in Jagdkleidung phantasiren, welcher Pasteln zur Fußbekleidung wählte, und in rauher Jahreszeit trug er eine Spencerjacke seines verstorbenen Schwagers, die ihm, da dieser corpulent gewesen, viel zu weit war. Als bald nach dem Morde in einer Abendgesellschaft, in welcher sich mehrere Verwandte des Gregor von K. befanden, der Buchhalter des Gut's, Naukschner, welcher den fremden Jäger gesehen,

eine genaue Beschreibung von dessen Aussehen und Kleidung gegeben, rief ein Knabe sehr aufgeregt aus: „Mein Gott, das ist ja Onkel Gregor gewesen, der sieht doch gerade so aus und geht ja auch so zur Jagd gekleidet!“ Gleich nach dem Tage der Ermordung des Capitains hatte Gregor von K. sein Haupthaar kurz scheeren und seinen Schnurrbart ganz abnehmen lassen, daher denn Einige der Zeugen, die eidlich vernommen wurden als er ihnen im Gericht gegenüber stand, seine Identität mit dem fraglichen Jäger nicht beschwören wollten, aber starke in einander greifende Indicien sprachen für seine Schuld. Dagegen wurde der Entschuldigungsbeweis von ihm in Angriff genommen, wobei es ihm sehr förderlich war, daß man ihn „auf sein ritterlich Wort und seinen Handschlag“ auf freiem Fuß gelassen hatte. Die betreffende Kugel paßte nicht zu seiner langen Flinte, und ein anderes Gewehr hatte er nicht eigenthümlich, aber es wurde ermittelt, daß er zur Zeit des Mordes im Besitze einer geliehenen Flinte gewesen, und aus dem Laufe dieser Flinte, die

das Gericht herbeischaffte, konnte, wie der Augenschein ergab, jene Kugel geschossen sein. Um von der ganzen Affaire frei zu werden, unternahm er es, den Beweis des alibi zu führen. Seine drei Jagdgenossen, der Müller, der Tischler und der Schuhmacher, sagten aus, daß sie an dem Tage des Mordes von 4 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Abends mit dem Angeschuldigten in einer mehrere Werst von Neu-Karkel entfernten Gegend auf der Otternjagd gewesen. Dieser Beweis wurde aber vom Gerichte mit großem Mißtrauen aufgenommen, sonst hätte dem Angeschuldigten nicht noch der Reinigungseid auferlegt werden können.

Die Scene dieser Eidesleistung machte auf alle Anwesende einen ungeheuren Eindruck. Der Angeschuldigte hatte sich zur bestimmten Zeit im Gerichtslocal eingefunden, war aber so aufgeregt, daß ihm Zeit gegeben werden mußte, sich zu sammeln. Nachdem ihm vom Vorsitzer des Gericht's der nöthige Vorhalt gemacht war, und dann noch die Ermahnung des Predigers hinzukam, stieg seine Aufregung wieder auf's Höchste. Sein Blick

war so unheimlich, so wild und herausfordernd; er hätte in einem Augenblick Alles um sich zerschmettern mögen, im andern Augenblick sah er ängstlich und furchtsam aus, er schien einen Jeden bitten zu wollen, ihm in dem Kampfe mit sich selbst beizustehen. Er mußte erinnert werden, daß die Zeit gekommen sei, sich zu erklären — er schwieg. Es wurde ihm noch eine Viertelstunde Zeit gegeben, endlich noch fünf Minuten; der Vorsitzer des Gericht's legte seine Uhr auf den Tisch, der Zeiger ging im ruhigen Takt durch den kleinen Zeitraum, da trat Gregor von K. rasch vor, leistete den Eid in der vorgeschriebenen Form und stürzte fort. Eines der Gerichtsglieder hatte bis dahin die Unschuld des Angeschuldigten behauptet, jetzt ging er mit der Ueberzeugung von seiner Schuld fort. Ob das Gericht Recht that, den vom Obergericht aufgetragenen Eid unter solchen Umständen leisten zu lassen?

Gregor von K. verließ jene Gegend und Livland für immer; als ruheloser Waldgänger ist er später in den großen Wäldern von Lithauen wieder gesehen worden.

---

8.

## Die schicksalslose Stadt.

---

Werro hat kein Schicksal — aber eine Allee! Dieß ist der Schmerz und der Trost einer kleinen Kreisstadt, doch mit nichten der kleinsten unter den Töchtern Livland's. Sie ist eine noch junge Stadt, erst unter Kaiserin Catharina II. gegründet, mit graden, sich im rechten Winkel kreuzenden Straßen, wie alle russischen Städte aus jener Zeit. Wer da will das Bild einer Landstadt sehen, der reise nach Werro, denn auf welchem Punkte der Stadt man sich auch befindet und eine Straße hinabsieht, überall erblickt man das grüne Feld, — die Stadt ist ein Ende ohne Anfang. Die Allee von Birken ist groß geworden, und neben ihr sogar vor einigen Jahren ein Birkenwäldchen sehr symmetrisch gepflanzt, in der Mitte desselben das

Wappen der Stadt, eine Tanne; darunter ist ein großer Landsee mit schönen Krebsen, und an ihm sogar der Anfang einer Badeanstalt; Werro hat einen braven Bürgermeister und einen sehr gesprächigen Postmeister, auch ein Knaben- und ein Mädcheninstitut, — aber Werro hat kein Schicksal, wie Peter Schlemihl keinen Schatten.

Künftige Lebensschicksale haben sich wohl in Werro entsponnen, trotz der keuschen Abgeschiedenheit der beiden Lehranstalten, aber die Entwickelung dieser Schicksalsembryonen hat anderswo gespielt, nachdem die Träger der entflammten Herzen in die schicksalsvolle Welt hinausgetreten waren.

In das Werro'sche Stillleben zog vor Jahren sich ein alter General zurück, um bei halbem Solde den Rest seines Lebens ruhig und ohne Gemüthsbewegung zu verbringen. Nicht im langweiligen Garnisons- und Gamaschendienst hatte er vegetirt, sondern oft die Stimme des Schicksals vernommen im Kanonendonner und im Schlachtenruf, daher glaubte er ein Recht auf Werro zu

haben; aber seine Stunde sollte noch schlagen und zwei braune Augen brachten die Versuchung in seine Brust, die der Feind im Felde unbesiegbar gefunden hatte. Als er die Versucherin mit ehelichen Banden an sich gefesselt, da sah er nur zu bald, daß der Morgenstern seiner Liebe auch zugleich der Abendstern gewesen. Das gesprächige Werro war unablässig beschäftigt, von einem bedenklichen Schmuck seiner Stirn zu reden, den ihm seine Frau aufgesetzt. Ob der Rumor begründet war, dafür hatte er keinen Beweis, aber zum Argwohn hatte er Grund genug. An einem Abend des Spätsommers kam er von seinem regelmäßigen einsamen Spaziergange nicht zurück. Das geschäftige Werro stellte Vermuthungen auf über sein Ausbleiben, und als dieses fortdauerte, wurde man einig, der alte General habe in den kalten Fluthen des See's den Tod gesucht. Sein Leichnam wurde zwar nicht gefunden, aber sein Geist ging rastlos umher, denn deutlich hatten Wanderer an der Landstraße vor der Stadt tiefe Seufzer gehört, die von der Ruine des Schlosses Kirrumpäh

herkamen, wo der General so oft um die Abendzeit, hinabschauend in die weite Ebene, gesehen war. Die Frau zeigte der Welt Thränen über das Verschwinden ihres Mannes, aber die Welt schenkte diesen Thränen keinen Glauben. Ein niedliches Häuschen, in welchem der General das stille Glück seiner herbstlichen Liebe auf Jahre zu genießen gehofft hatte, war ihr als Wittwensitz geblieben. Ein Gärtchen mit einer Laube war dabei, mit jener Laube, die den bethörten Mann im kurzen Honigmoyat glücklich gesehen hatte. Die Laube hatte länger gegrünt als sein Liebesglück, aber jetzt wurde sie entblättert und von Herbststürmen zerrissen. Von diesem Garten und aus dieser Laube her hörte man allabendlich unheimliche Klagetöne, aber Niemand wagte es aus dem Hause den Tönen näher zu gehen, denn woher konnten sie kommen als vom Geiste des umgehenden General's? So vergingen einige Wochen. Da schritt spät an einem Abend eine vermummte Gestalt auf das Haus zu, leise wurde die Thür geöffnet, und bald erlosch das Licht in einem nach dem Garten zu

gelegenen Zimmer, das jetzt zwei Liebende umschloß. Da hörte man vom Garten her das Krachen eines Schusses, — der alte General lag mit zerschmetterter Brust in seiner Gartenlaube, sein Reiterpistol neben ihm.

Das war ein Schicksal, — aber seit Jahren ist Werro wieder die schicksalslose Stadt.

---

## 9.

## Bauer und Edelmann.

---

Die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern, starr und steif erwartet die Soldatenreihe den General. Da kommt er schon, und es fliegen ihm auf schnaubenden Rossen die verschiedenen Staabsoffiziere entgegen. Sieh dort den stattlichen Mann in der silbergestickten Uniform, schwere Achselschnüre schmücken seine Schultern: das ist der Platzmajor Herr von T., oder er ist es nicht, denn er ist eigentlich ein Bauer, und unter den Zuschauern sieh dort den ältlichen Bauern gar einfach, nur in feinem Zeuge gekleidet, das ist eigentlich kein Bauer, sondern der wahre Herr von T., die Sache verhält sich aber also:

Vor mehr denn 40 Jahren lebte auf seinem Gute H. der Herr von T. nebst seiner jungen

Frau. Als diese ihm ein Knäblein geboren, ward dieses, wie es dort Sitte ist, einer bäuerischen Amme übergeben, deren Kind von gleichem Alter war; streng ward es ihr aber verboten, ihr Kind auf dem Schlosse zu sehen. Eines Tages jedoch, als die Herrschaft ausgefahren war, kann sich die Bäuerin nicht enthalten, das Verbot zu übertreten, und ihren Jungen sich holen zu lassen. Nachdem sie sich lange genug des Buben erfreut, kommt ihr der seltsame Gedanke in den Sinn, wie ihr Bube wohl in dem prächtigen Kleidchen des kleinen Junkers sich ausnehmen würde. Gedacht, gethan: sie scheuert den Buben erst rein, und kleidet ihn dann an und er johlt und stampft und macht sich accurat wie ein junger Freiherr, so daß die Mutter in ihrer Betrachtung vergißt, daß die Zeit verstreicht. Da hört sie den Wagen der rückkehrenden Herrschaft in den Hof rollen; voll Angst, da die Zeit, die Kinder umzukleiden, zu kurz ist, faßt sie einen raschen Entschluß, sie packt den nackt daliegenden Junker nebst den bäuerischen Windeln dem Bauerjungen, welcher ihren Knaben herge-

bracht, auf die Arme, und schickt ihn zur Hinterthür hinaus. Kaum ist dieses geschehen, so tritt die Freifrau ein, liebkost den Junker, und merkt nichts von der Verwechselung. So ward der Bauerknabe ein Junker und der Junker ein Bauerknabe. Jahre vergingen; der Junker, Herr von T., ward ein Cadet und Offizier, und ward Ehemann und Vater und Platzmajor, und als sein angeblicher Vater starb, Besitzer zweier Rittergüter, und seine Söhne wurden wieder Cadetten.

Der Bauerknabe aber, Jürri Jahn geheißen, ward mit den Jahren groß und stark, und Wirth eines Gesindes und Ehemann und Vater, und durch seinen Fleiß wohlhabend, so daß er seine Söhne zu Deutschen erziehen lassen konnte. Da ereignete es sich vor Kurzem, (1850) daß die Amme, welche inzwischen alt und grau geworden war, zum Sterben kam; da schlug ihr das Gewissen, und sie hat ihr Vergehen bekannt, und der Bauerjunge, der vor 40 Jahren den Junker davongetragen und jetzt auch ein Graukopf ist, hat's bezeugt, und man hat ihnen glauben müssen. Nun

war das Unglück groß, und man fragte: „Wie wird's werden, wo ist der Salomo, der die Frage lösen wird?" und der Salomo fand sich und sagte: „Du Platzmajor von T. bleibst Platzmajor, Edelmann und Herr von T., gibst aber dem Bauer, Herrn von T. seine beiden Güter heraus; dafür schenke ich Dir so und so viele Tausend Rubel, weil Du mein treuer Diener bist."

Und der Bauer, Herr von T., wird nun gehen auf den Landtag und wird tagen mit seinen adligen Brüdern, und da wird man sehen können, ob einem Adligen das Junkerthum angeboren ist oder nicht.

---

## 10.

# Die Universität Dorpat.

Die Universität Dorpat steht jetzt am Vorabend ihrer goldnen Hochzeit. Schon seit lange werden Vorbereitungen gemacht zu dem Feste, das trotz allem möglichen äußern Glanze für manchen denkenden Mann ein recht wehmüthiges sein wird; eine geschickte Hand formt seit mehr als einem Jahre an einer Geschichte dieser Hochschule, die den Fortschritt derselben von einer Pflegerin deutscher Wissenschaft zu einer russisch-deutschen Lehranstalt preisen und ihr die Prognose stellen wird, daß sie sich unter den Fittigen des russischen Aar's noch schöner entfalten werde zu — einer russischen Abrichtungsanstalt. Mit welchen Gefühlen werden das Fest feiern die nicht verrussten deutschen Professoren

und Parrot und Morgenstern, die Veteranen von der alten Garde und „auch du Franz“, der du auf der dorpater Mensur den ersten ritterlichen Hieb empfangen hast!

In Dorpat ist schon einmal eine Universität untergegangen, deren Stiftungsurkunde Gustav Adolph im Juni 1632 im Feldlager zu Nürnberg unterzeichnet hatte, und die unter der besonderen Fürsorge des General-Gubernators von Livland und Esthland, Johann Skytte, am 15. October jenes Jahres eröffnet wurde. Aber bald brach der schwedisch-russische Krieg aus, die Universität floh nach Pernau und löste sich auf, als auch diese Stadt von den Russen genommen wurde. Spätere Pläne, in Livland eine Universität wieder zu schaffen, blieben erfolglos, bis Kaiser Paul die Sache von Neuem in Angriff nahm, und darauf der jugendliche Kaiser Alexander, für alles Gute und Schöne begeistert, die neue Universität im Jahr 1802 gründete. Sie wurde mit großer Municficenz ausgestattet, durchaus nicht allein aus dem Reichsschatze, sondern vornemlich

von den Provinzen selbst. In der Stiftungsurkunde vom 12. December 1802 nahm der junge Kaiser dieses Heiligthum der Wissenschaft in seinen besondern Schutz und Schirm und im Jahr 1803 ernannte er den General-Major F. Maximilian Klinger, den deutschen Dichter, zum Curator der Universität. Unendlich viel verdankt die neue Hochschule dem ersten Rector, dem Professor der Physik, F. Parrot, dem Jugendfreunde Cuvier's und der Gebrüder Pfaff, einem Manne der Kraft, der noch jetzt als emeritirter Academiker in Petersburg lebt und durch den jährlichen Gebrauch des Seebades in Helsingfors sich so zu verjüngen versteht, daß, nachdem er vor mehreren Jahren die goldne Hochzeit mit seiner zweiten Frau gefeiert hatte, nachdem diese nun heimgegangen, er in seinem 86. Lebensjahre zum dritten Mal eine jüngere Lebensgefährtin mit ehelichen Banden an sich gefesselt hat. Parrot wußte sich das persönliche Vertrauen des Monarchen in einem hohen Grade zu erwerben, und mit Stolz erzählt man fortwährend in Dorpat, wie dort bei dem ersten

Besuch des jungen Kaisers dieser den glücklichen Rector unter den Arm genommen haben und auf dem Domberge mit ihm auf und ab gewandelt sei. Dorpat war nun eine ganz deutsche Universität. Das Studentenleben hatte vollkommen den ungezwungenen flotten Character des deutschen Burschenthum's. In der Kleidung wurde viel phantasirt. Koller und Kanonen mit Sporen, Röcke lang und kurz, Dolmanns und Pikeschen waren an der Tagesordnung. Helme waren eine gewöhnliche Kopfbedeckung und auch wohl ein Schwert prangte an der Linken. Es wird erzählt, wie in jener Urzeit der Universität der nachherige Professor B., der mit seinem linken Bein etwas zu kurz gekommen war, was ihm sonst im Leben nicht leicht passirte, in solchem Costüm eine gar malerische Erscheinung abgegeben habe, zumal in den Tagen, als er ohne eine „fixe Kneipe" zu haben, mit einem Kissen unter dem Arm umherwandelte, um sein Haupt darauf zu legen, wenn es Noth sei und wo es ihm gefiele.

Ein Kissen für sein schweres Haupt,
Der Sporn dem Stiefel angeschraubt,
Ein Helm, ein Schwert, manch heit'rer Witz,
Das war sein einziger Besitz.
Ade! ade! ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh.

Sollten dem alten freundlichen Herrn diese Zeilen zu Gesicht kommen, so wird er nicht zürnen ob der Erwähnung dieses „Märchens aus alten Zeiten"; dafür geben wir ihm denn auch einen guten Nachbar. — Der spätere Geheimrath H., bekannt durch seine Mission in Grusien, war auch seiner Zeit ein „echt Studentenblut", und es ereignete sich, daß er für seine Thätigkeit bei einem Fenstereinwerfen relegirt wurde. Als er nun nach mehreren Jahren Civilgouverneur von Livland geworden war und in dieser Eigenschaft eine Inspectionsreise zu machen hatte, ließ er, bevor er die Bannmeile Dorpat's betrat, bei dem dortigen Polizeimeister anfragen, ob er in die Stadt kommen dürfe, da er früher von der Universität ultra quartum lapidem relegirt worden. Der Polizeimeister Gesinski, nicht eben reichen Geistes, gerieth über

die Frage in große Bestürzung, aber ein guter Freund in der Noth suppeditirte ihm die gute Antwort: „Der relegirte studiosus iuris Baron H. aus Curland dürfe die Stadt nicht betreten, aber den ausgezeichneten Civilgouverneur von Livland würden die Stadtbehörden mit Ehren empfangen.“ Gesinski freute sich bis an sein Lebensende über diesen guten Witz, den er nicht gemacht, aber doch hatte ausgehen lassen. Noch unschuldiger war er an einem andern Witz. Als nemlich die Kaiserin Mutter, Maria, gestorben war, fragte er mit ernster, nachdenkender Miene: „Wer wird nun wohl Kaiserin Mutter werden?“

Aus jener Zeit des alten heitern Dorpat's existirt ein treffliches poetisches Characterbild der Universität „der Burschenaufzug zu Dorpat im Jahr 1812“ von einem curländischen stud. iur. Kolb, das wegen seines Contrastes zur Gegenwart jetzt das größte Interesse gewährt. Leider ist es noch ungedruckt und in seiner ganzen Ausdehnung eignet es sich auch wohl kaum zum Druck, denn der Verfasser, welcher die Philosophen in

seinem Epos in Stoiker, Epicuräer und Cyniker eintheilt, gehörte, so weit er Philosoph war, der cynischen Secte an. Doch einige Verse wollen wir daraus zur Probe mittheilen.

Der Fackelzug galt dem wieder an's Ruder gekommenen Rector Parrot und dem, wie es scheint, nicht freiwillig vom Rectorat abgetretenen Grindel, Professor der Pharmacie.

54. Endlich hört man an des Heeres Spitze
Plötzlich rufen laut ein donnernd Halt!
Und es steh'n gleich einem schnellen Blitze
Alle Facultäten alsobald.
Front gemacht! In einem Augenblicke
Stehn sie da. Kapustniks gehn zurücke.
Vorn steht das Orchester, bläst ein Lied,
Und nun merket auf, was jetzt geschieht.

55. Adjutanten rufen und Senioren,
Mit der fürchterlichsten Vehemenz,
Aufgesperrt das Maul bis an die Ohren:
Vivat, Vivat die Magnificenz!
Vivat, Vivat ruft die ganze Suite,
Wirft dann auf die Dächer ihre Hüte.
So wirft man sich müde, schreit sich heiser,
Als gält' es dem Herrgott und dem Kaiser.

56. Jetzt sieht man die Hausthür aufgeflogen
Und den überraschten Rector nahn,
Der die Uniform zwar angezogen,
Doch Pantoffeln trägt von Saffian.
Weil die Eile mußte fort ihn reißen,
Steht er auch nun da mit kurzen weißen
Unterbüxen! Burschen, seht drauf nicht,
Höret nur, was er hier zu Euch spricht:

„57. Meine Herrn! Der Aufzug der ist prächtig,
Tausend Dank, daß Sie ihn mir bescheert,
Alle Karzer, die mit Burschen trächtig,
Werden heute dafür ausgeleert.
Fensterwerfen, Prügelei der Knoten
Waren auf das Strengste sonst verboten,
Doch ich schenke jedem Musensohn
Auf ein ganzes Jahr Absolution.“

63. Abermals begleitet vom Gesindel,
Geht in Procession die ganze Schaar
Hin zu unserm alten biedern Grindel,
Der vor Olims Zeiten Rector war.
Seiner werden wir uns oft erinnern,
Mitleidsvoll trug er ein Herz im Innern,
Wegen jeder lausigen Canaille
Straft' er uns nicht gleich mit finstrer Traille.

64. Jetzt verfolgt der Zug nun immer rechter
Hand den einmal aufgenomm'nen Pfad,
Und passirt die Schul' der Dörpt'schen Töchter
Und des jungen Lenze's Pastorat.
Endlich ist man da und durch einander
Schreien crasse Füchse, Burschen, Brander
Schluchzend als thät' ihnen etwas weh:
Lieber guter Grindel, nun ade!

65. Grindel kommt. „O, meine Herrn, mich rühret
Ihre Liebe," spricht er ganz fidel.
„Doch daß ich als Rector dispensiret,
Freut mich, ich versichre meiner Seel',
Mögen Sie jetzt lärmen und spectakeln
Meinerseits brauch ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick' ich Klingern den Bericht,
Noch sitz' ich im Rectorathsgericht."

66. Bravo Grindel! Tage wurden Stunden
Unter deinem milden Rectorat,
Ewig, ewig sind wir Dir verbunden,
Treulich halfst Du uns mit Rath und That,
Oft wenn uns der Donner treffen konnte,
Scheuchtest Du ihn fort vom Horizonte,
Darum trägt auch jeder Sohn der Musen
Ein Dich liebend Herz in seinem Busen.

67. Ihr Senioren, was sind das für Streiche?
Seht, sie gehen mit in Grindels Haus,
Um da wieder, trotz der vollen Bäuche,
Zu beginnen einen neuen Schmauß.
Aromatscher Schnaps wird aufgetischet,
Mit verschiednem Kräutersaft vermischet,
Gerstenzucker, Manna fressen sie,
Und was sonst noch schafft die Pharmacie.

Jetzt geht es denn zum Markte, um die Fackeln zu verbrennen, und es folgt der Exodus.

76. Gaudeamus singen alle Stimmen,
Die im Baß und jene im Tenor,
Während die gethürmten Fackeln glimmen,
Und dazu spielt Prinz mit seinem Chor.
Hinten steht manch' alter Knot' und brummet
Auch mit in den Bart, doch was er summet,
Das versteht er einzig nur allein
Denn es ist ein gräßliches Latein.

79. Schweigend schüttelt man sich noch die Rechte
Und dann wanket jeder Bursch nach Haus,
Zieht sich knarrend an dem Stiefelknechte
Die beschwerlichen Kanonen aus,

Ißt sich satt und legt sich ruhig nieder,
Schließt ermüdet dann die Augenlider
Und es malt nun in des Aethers Raum
Wieder den verscholl'nen Tag der Traum.

80. Stiller ist es auf dem Markt geworden,
Spärlich brennt der Fackelhaufen jetzt;
Um ihn haben wie Zigeunerhorden
Die Kapustniks alle sich gesetzt.
Hier erzählt sich wärmend manches Pärchen
Von Gespenstern noch und Hexenmärchen,
Und dort kochen andere am Feuer
Sich Kartoffeln noch und Hühnereier.

81. Doch erloschen ist nun jeder Funken
Und nicht einen Menschen sieht man mehr.
In des Herbstes Mitternacht versunken
Liegt der Marktplatz öde jetzt und leer.
Fern hört man Nachtwächter schnarren
Und die Dohlen flattern von den Sparren;
Still und schauerlich ist die Natur,
Langsam brummet zwölf die Rathhausuhr.

82. Weiter kann ich nicht den Aufzug malen,
Denn die Nacht ist da, der Tag ist hin;
Uebertragen werden ihn Annalen,
Auf den Enkel und die Enkelin.

Mütterchen, den'n alle Zähne fehlen,
Werden ihn den Kleinen einst erzählen,
Manche Amme wird vom Aufzug singen,
Um damit ihr Kind zur Ruh zu bringen.

83. Wenn der, dessen Muse hier gesungen,
Einst sich als Philister quält und härmt,
Und ein Trupp von wilden dicken Jungen
Um den alten grauen Sünder lärmt,
Dann wird er in müß'gen Augenblicken
An den Aufzug denken mit Entzücken,
Sich erinnern noch mit Herzlichkeit
An die froh verlebte Burschenzeit.

Wie die Burschen, so lebten auch die Professoren Dorpat's in jener Zeit heiter und wohlgemuth, und die Wissenschaft hatte unter ihnen tüchtige Vertreter. Von einer russenfeindlichen Stimmung war keine Spur zu sehen, denn die russische Regierung, wohl erkennend, welche Bildung dem großen Kaiserstaat durch Dorpat zuströmte, kränkte die Universität nicht in ihren verbrieften Rechten; das neue Statut derselben von 1820 sicherte ihr eine bedeutende Autonomie und ihren Lehrern eine glänzende äußere Stellung. Von ihrem Cooptations=

rechte in umsichtiger Weise Gebrauch machend, zog die Universität fortwährend aus Deutschland tüchtige Kräfte an sich. Die Vertreter der Naturwissenschaften erhielten bedeutende Mittel zu wissenschaftlichen Reisen, deren Erfolge der gelehrten Welt allgemein bekannt geworden sind. Das Curatorium des Fürsten Lieven, eines Militär's, der die Wissenschaft zu würdigen verstand, und das prolongirte Rectorat von Gustav Evers erwiesen sich der Universität als sehr segensreich. Als Fürst Lieven zum Cultusminister avancirte, lenkte eigentlich Evers bis zu seinem Tode im Jahr 1830 das Geschick der Universität mit gewandter sicherer Hand, und bei der schönen Feier des 25jährigen Jubiläums derselben im Jahr 1827 durfte Evers es noch aussprechen und in der Festschrift drucken lassen, daß Dorpat bestimmt sei, vorzugsweise deutsche Art und deutsche Wissenschaft zu pflegen. Fürst Lieven's Nachfolger im „Ministerium der Volksaufklärung" war der als feingebildeter Gelehrter und Schriftsteller bekannte Graf Sergius Uwarow, der als Mann in Amt

und Würden unter Graefe's Leitung mit Eifer dem Studium der griechischen Sprache und Literatur sich hingegeben hatte. Es ist wohl wiederholt ausgesprochen worden, daß Uwarow das Unterrichtswesen in den Ostseeprovinzen als schlauer Diplomat behandelt habe, allein jetzt, nachdem er einem andern Regime hat Platz machen müssen, sehnt sich die Universität Dorpat nach seiner Leitung zurück. Er war doch ein Mann, der die Wissenschaft liebte und förderte, und da er stolz darauf ist, unter den Gelehrten einen Platz sich verdient zu haben, so war ihm die Stimme der deutschen gelehrten Welt über seine Thätigkeit als Cultusminister gewichtig. Es hat wohl die Universität Dorpat sich selbst mehr russificirt, als der Minister Uwarow.

Der härteste Schlag traf die Universität in der Ernennung des Generallieutenant's Jestav Borissowitsch Kraffstroem zum Curator derselben im Jahr 1836, aber so lange Uwarow dessen Vorgesetzter war, wurde sein Vandalismus noch einigermaßen paralysirt. Diesem Manne,

der nicht durch militärische Leistungen, sondern durch unbedingten Gehorsam und volles Hingeben an den kaiserlichen Willen sich vom Junker zum General aufgedient hat, ist Bildung und Wissenschaft so fremd, wie einem alten Hunnengeneral. Er ist Sclave nach oben, Tyrann nach unten, wie es deren viele Tausende in Rußland gibt, daher schien er geeignet, das Regiment über die zu frei sich bewegende gelehrte Garnison in Dorpat zu führen und sie in die rechte Loyalität zu bringen. Wie seine russische Loyalität beschaffen ist, zeigt deutlich folgende Geschichte aus neuester Zeit. Als im Sommer 1851 einem auf einer Ferienreise abwesenden Professor bei nächtlicher Weile seine Papiere polizeilich weggenommen waren, begab sich der Curator K. am folgenden Tage in das Haus der Schwiegereltern des Professor's, um eine Condolenzvisite zu machen. Er traf nur die Dame vom Hause und sprach sich gegen sie darüber aus, wie schlimm es wäre, wenn man in seiner Correspondenz nicht die gehörige Vorsicht beobachte. Die würdige Dame erwiderte, daß

sie überzeugt sei, ihr Schwiegersohn habe keine gefährliche Correspondenz gehabt, und fügte in ihrer schwiegermütterlichen Eitelkeit hinzu, man würde etwas ganz Anderes in den convasirten Briefen finden, als man suche, nemlich wie ihr Schwiegersohn sich in wenigen Jahren im Lande seiner Wirksamkeit habe beliebt zu machen gewußt. „Aber, gnädige Frau, erwiderte der General der Universität, ein Beamter soll sich nicht beliebt machen, das will der Kaiser nicht; ich bin auch nicht beliebt. Sie sagen, Ihr Schwiegersohn sei ein Freund von N. N. und habe deshalb mit N. N. correspondirt, aber der Kaiser liebt N. N. nicht. Wenn ich einen Freund habe und der Kaiser sagt mir, ich dürfe mit dem Freunde nicht länger verkehren, so gehe ich hin und sage dem bisherigen Freunde: Höre, mit unsrer bisherigen Freundschaft ist es aus, du bist ein Schuft!" Das ist russische Loyalität. Hieran reiht sich eine andere Geschichte, die nicht lange vorher passirte. Im Universitätsgericht zu Dorpat war ein tüchtiger Secretär, der auf die vacant

gewordene Stelle eines Syndicus aspirirte und seiner Tüchtigkeit wegen von der Universität, die für die genannte Stelle vorzustellen hatte, begünstigt wurde. Das war für den Curator ein Grund, ihn nicht zu begünstigen. Er ließ einen andern jungen Mann zu sich kommen und offerirte ihm das Syndicat, war aber ganz erstaunt, als dieser ablehnte mit dem Bemerken, daß er zwar sehr danke für das geschenkte Vertrauen, aber nicht mit S., dem Secretär des Universitätsgericht's, concurriren könne, da dieser sein Freund und Landsmann sei und eine Familie zu ernähren habe. Statt sich über dieses edle Benehmen zu freuen, fuhr ihn der Curator an: „Was, Sie wollen die Stelle nicht, weil S. Ihr Freund ist, das ist Communismus, solche Leute schickt der Kaiser nach Sibirien." Ja wohl, edle Freundschaft ist ein schöner Communismus!

Es sollte sich Jemand in Dorpat daran machen, ein Idiotikon Kraffstroemianum zu sammeln, das würde ein in sprachlicher und psychologischer Beziehung interessantes Werk abgeben.

Bei seinem ersten Auftreten in Dorpat that er ganz bescheiden und erklärte, daß er sich nicht in wissenschaftliche Angelegenheiten mischen könne, sondern nur berufen sei, die Ordnung der Universität zu überwachen. Man wußte noch nicht, welchen schrecklichen Sinn das Wort Ordnung in seinem Idiotikon hatte. Er ließ damals die Studenten in der Aula zusammen kommen, um eine Ansprache an sie zu halten und machte sich durch seine Jungfernrede nicht wenig lächerlich. Er ermahnte die Studirenden unter andern „keinen Schatten zu werfen" und „nicht anzustoßen". Ein andres Mal, als ihn die Studenten um seine Nichtverhinderung der Errichtung eines Leseinstituts baten, fragte er, was sie denn dort lesen wollten, und auf die Antwort, daß sie zunächst nur einige Zeitungen wünschten, erwiderte er väterlich-ernst: „Nein, hören Sie, Zeitungslesen bringt aus dem Zusammenhang und macht dumm; das muß ich wissen." Bald fühlte er, daß er in der Luft der gelehrten Welt wunderbar an Weisheit zunehme und urtheilte nun über Wissenschaft und Gelehrte

als Eingeweihter. Die mit ihm verkehrenden Professoren waren zum Theil servil, zum Theil boshaft genug, um ihn in seinem Wahn zu bestärken, und da entstand eine Menge köstlicher curatorischer Geschichten. Wissenschaftliche Ausdrücke gebraucht er oft in einer sehr komischen Weise. Als im Jahr 1843 ein Professor des römischen Rechts von Deutschland nach Dorpat berufen war, gefiel es ihm übermäßig, daß unter dessen Werken sich ein großer Quartband, die Ausgabe der Novellen Justinian's befand, denn er schätzt die Bücher nach Größe und Gewicht; auch hatte er gehört, daß jener Professor ein guter Philolog sei. Da sagte er denn bei einem Diner mit Würde und Stolz: „Jetzt bekommen wir einen pathologischen Juristen!" Er ahndete nicht, daß ihm dieser bald ein Pathos werden würde. Solche babylonische Confusionen mehrten sich bei ihm, als er sich vor einigen Jahren einen Hofphilosophen zugelegt hatte, dem die Aufgabe der Logik das „Gedankenzuspitzen" ist, und der die Unsterblichkeit und die Leidenschaften der Menschen mit Zahlen auszu-

rechnen versteht. Es gibt wohl keinen andern Professor der Philosophie, der mit einem solchen fließenden Schwall von Worten nichts zu sagen versteht, und seine hauptsächliche Bravour zeigt er darin, irgend eine Dummheit, die der Curator K. ausgesprochen, so zu paraphrasiren, daß der Kern der Dummheit verdeckt wird. Dafür und für das servilste Negiren des freien Selbstbewußtsein's dem Curator gegenüber liebt ihn dieser denn wie einen Sohn und stellt ihn als Muster eines geistreichen Professor's hin. Mit Beziehung auf ihn sagte er einmal von den übrigen Professoren: „Ja die Herren haben wohl Kenntnisse, aber keinen positiven Geist.“ Daß ein solcher Universitätschef jede freie Geistesrichtung und jede unabhängige Gesinnung eines seiner „Untergebenen“ verdammt, versteht sich von selbst. Vor einigen Jahren hatte er einen sehr ausgezeichneten Lehrer in Pernau in Affection genommen, und derselbe wurde zum Lector der deutschen Sprache an der Universität Dorpat gewählt. Als dieser nun schon einige Zeit in seiner neuen Stellung gewirkt hatte, wurde eines

Abends bei einem curatorischen Thee über ihn gesprochen. Die curatorischen Satelliten, in dem Glauben ihrem Herrn und Meister sich dadurch angenehm zu machen, priesen den neuen Lector, und einer derselben hob hervor, daß derselbe nicht nur sehr wissenschaftlich gebildet, sondern auch sehr strebsam sei. Der kam aber übel an, denn der Alte erhub seine Stimme und rief aus: „Was hat der zu streben, er hat ja eine Stelle; das sind unruhige Köpfe, die dann noch streben, und die will der Kaiser nicht!"

Im botanischen Garten verlangte er einst mehr Symmetrie, ließ sich aber einigermaßen beruhigen, als man ihm sagte, die Pflanzen seien nach Familien geordnet. Bei einem Besuch des zoologischen Cabinet's vermißte er auch die Ordnung, die er als Militär gewohnt war, aber mehr noch nahm er Anstoß, daß der Strauß, der so häßliche Beine habe, zu sehr in den Vordergrund gestellt sei. Der interimistische Director des Cabinet's, der nicht leicht einen guten Witz zurückhält, auch wo er ihm schaden muß, bemerkte, daß denn doch

wohl dem Längsten der erste Platz gebühre und setzte hinzu: „Ich kann ja zum Schneider schicken und dem Strauß Hosen anmessen lassen; befehlen Ew. Excellenz rothe oder weiße?“ Grimmblickend verließ der Curator das Cabinet, und da er bei seiner edlen Natur, wie er sich selbst rühmt, nie verzeiht, hat er sich an dem respectwidrig Witzigen in mannigfacher Weise gerächt. Es ist jedoch, wie zur Ehre der Wahrheit bemerkt werden muß, der Curator K. in diesem Genre von Geschichten von andern russischen Universitätsgenerälen übertroffen worden. Vor reichlich 20 Jahren kam nach Kasan der neue Curator, General M., und besuchte bald nach seiner Ankunft die Anstalten der Universität. In dem anatomischen Museum sah er menschliche Embryonen, Mißgeburten und mancherlei Menschenstücke. Das erschien dem frommen Manne so profan, daß er befahl, den ganzen Apparat auf der Stelle zu beerdigen; ein russischer Pope mußte vorher mit seinem Quast geweihtes Wasser darüber spritzen. Dem Professor der Anatomie F. blieb nichts übrig, als in seinen Vorlesungen die Knochen an der

Tafel zu zeichnen und die Eingeweide, so gut es ging, mit seinem seidnen Schnupftuch nachzubilden, denn Affen, die der alte Galen als anatomisches Surrogat gebrauchte, gab es in Kasan nicht.

Vor K. hatten die Curatoren der Universität sich nur zeitweilig in Dorpat aufgehalten, er nahm seine dauernde Residenz daselbst und dieser Umstand ist in mehr als einer Hinsicht von bedeutenden Folgen gewesen, besonders aber hinsichtlich des Verhältnisses der Professoren unter und zu einander. Natürlich hatten auch vordem verschiedene politische Ansichten auf den gegenseitigen Verkehr derselben eingewirkt, die Ordenskrankheit hatte von jeher einige derselben ergriffen, aber in feindliche Lager ist das Lehrerpersonal der Universität erst durch ihn aus einander getreten. Ueblich ist es geworden, diese beiden Lager als Sachsen und Nichtsachsen zu bezeichnen. Aus dem Sachsenlande hatte die Universität von der Zeit ihrer Gründung an viele Professoren erhalten, welche die freundliche Connivenz und zierliche

Rede, die in diesem Lande so gewöhnlich sind, nicht allein beibehielten, sondern das „schamster Diener" durchweg zum Regulativ ihres Lebens in Rußland machten. Eine Zeitlang bezeichnete man diese Partei mit dem Namen „Angelsachsen", um ihr Angeln nach Orden und andern Auszeichnungen anzudeuten. Einer derselben trägt nicht nur seine Ordensbänder an dem Hausrock, sondern soll dieselben, um der kaiserlichen Gnade stets theilhaftig zu sein, des Abend's auf der Bettdecke befestigen. Der Name Sachsen ist jedoch bald wieder allgemein geworden, obgleich er nicht ganz passend ist, denn sowol gibt es jetzt einige geborne Sachsen unter den Professoren in Dorpat, die sich durchaus rein erhalten haben von einem so unreinen Streben, als sind auch unter den früheren sächsischen Professoren Männer von unabhängiger Gesinnung gewesen. Dazu werden mit dem Namen auch manche nicht aus Sachsen Gebürtige belegt, so bald sie die tiefe Devotion und die maaßlose Hingebung gegen den Curator zur Schau tragen. So ist der Name Sachsen in

Livland zu einem ethischen Begriff geworden. Diese sogenannten Sachsen sind leicht zu erkennen. Wenn man iu Dorpat in eine Theegesellschaft tritt und hört die Damen, die fast täglich und vielleicht seit Jahren mit einander verkehren, sich fortwährend mit Frau Staatsräthin, Frau Collegienräthin, Frau Hofräthin tituliren, so kann man sicher sein, in einem Sachsenkreise sich zu befinden. Das Haupt dieser Sachsen war Jahre lang der 1851 gestorbene Professor G., ein Mann von unbegrenztem Ehrgeiz und enormer Eitelkeit, der, um zu „prosperiren" Alles opferte, was ein deutscher Mann sich in jeder Zone erhalten muß, so daß seine bessern Collegen sich schämten, ihn deutsch reden zu hören. Orden und Geldbelohnungen wurden ihm reichlich zu Theil, aber der Arme erreichte nicht das höchste Ziel seines Streben's, er starb ohne „wirklicher Staatsrath" geworden zu sein, obgleich er, der das Pulver nicht hatte erfinden können, doch wenigstens die Schießbaumwolle nachentdeckt hatte. Seine Süßrednerei und wer weiß was mehr hatte ihn dem Curator

unentbehrlich gemacht, und wenn er einmal einen Tag sich nicht bei dem „würdigen Chef der Anstalt" gezeigt hatte, bekam er freundliche Schelte, die er dann sehr devot hinnahm. Der Curator bezeichnete ihn nach seinem individuellen Sprachgebrauch als einen Ehrenmann, einen Mann des Fortschritt's, einen Mann von Gesinnung!

In geschickter Weise wußte der Curator von jeher solche Leute an sich zu fesseln und sich zu assimiliren. Die gemüthliche Einladung „Kommen Sie zum Thee zu mich" hatte bald die Folge, daß regelmäßig sich mehrere Professoren Abend's bei ihm einfanden, und da wurde denn geschwatzt über dieses und jenes. Die vertraulichen Mittheilungen über Universitätsangelegenheiten und die Collegen gaben dem Curator bald eine große Detailkenntniß, so daß er in den letzten Jahren nicht selten über mißliebige Professoren drohend aussprechen konnte, er erführe Alles, was sie sprächen und thäten. Er führt sein schwarzes Buch genau und berichtet daraus nach Petersburg, nicht ohne eigne unwahre Zusätze zu

machen, wie sich das bei einigen Gelegenheiten deutlich herausgestellt hat. So sind denn unter den Professoren die schärfsten Gegensätze und Antipathieen entstanden, und ein neuer Professor hat nur die Wahl, ob er ein Sachse werden oder die Ehre des deutschen Gelehrten festhalten und auf das Prosperiren verzichten will. Gottlob, es haben nicht Wenige das Letztere erwählt.

Die Studenten sollten unter dieser Praefectura militaris gänzlich reformirt werden. An die Stelle der freien Phantasie in der Burschenkleidung war schon vorher knappe Uniform getreten, aber genau war es mit der letzteren nicht genommen. Jetzt ist das „zugeknöpfte Wesen" das Zeichen einer „guten Führung"; wer sich mit offenem Uniformsrock in der Sommerhitze oder gar in Civilkleidung außer seinem Zimmer hat betreten lassen, ist ein junger Mann von „schlechter Führung". Wie viele hundert Studenten haben solcher Sünde wegen das Carcer besuchen müssen, wie manchem armen Burschen ist deshalb ein Stipendium entzogen? Ein Heer von Pedellen und Pedellgehülfen be-

wacht die militärische Haltung der Studenten an allen Ecken der Stadt. Es kann ein Student sonst sehr liederlich sein, aber er muß sich vor drei Todsünden hüten: Nichtgebrauch seines „Recht's“ Uniform zu tragen, bespitzt im Publicum zu erscheinen und die geheiligten Personen der Pedelle zu turbiren. Die Jugend weiß aber Alles mit Humor zu behandeln und so auch diesen Preßzwang. Vor einigen Jahren kam zum Wintersemester ein junger Curländer zur Universität. Er machte Gebrauch von der Erlaubniß, in den ersten vier Wochen noch in Civilkleidung zu gehen, aber diese vier Wochen zehrten seinen Wechsel auf und er konnte sich keine Uniform anschaffen. Da sah er eines guten Tages auf dem Fechtboden Reste eines zerhauenen Uniformrock's. Er betrachtete sie mit prüfendem Blicke, nahm sie zusammen und ließ sich vom Schneider ein Uniformbruststück mit blauem Kragen und vollständigen Knöpfen daraus machen. Der Mantel mußte das große Deficit decken, und so präsentirte er sich den kritischen Blicken der Pedelle als ein Studirender von guter

Führung, der nie einen Knopf seiner Uniform los hatte. Ganz kürzlich wurde ein polnischer Student mit bunten uniformwidrigen Beinkleidern abgefaßt und vom Pedell „im Namen des Gesetzes“ zum Rector citirt. Dieser hielt ihm nun eine lange Standrede, deducirte ihm, daß das Tragen der Uniform nicht eine äußere Form sei, sondern als Ausführung des kaiserlichen Willens eine tiefsittliche Förderung und kündigte ihm Carcerstrafe an. Der junge Mann erwiderte in sehr mangelhaftem Deutsch, daß er arm sei und nur ein Paar Uniformbeinkleider habe, die vom Schneider geflickt würden. Der leicht zu erweichende Rector verkündigte ihm darauf: Junger Mann, ich verzeihe Ihnen dieses Mal, aber es haftet ein Schandfleck an Ihnen! Nach einigen Tagen wurde der junge Pole wieder mit den bunten Unflüsterbaren abgefaßt und zum Rector geführt, der ihn nun ganz summarisch zum Carcer condemnirte. Gerührt bat aber der Student: „Magnificenz, lieber noch einen Schandfleck!“

Dergleichen Uniform-Contraventionen werden

so lange vorkommen, als noch deutsches Burschenthum in den dorpater Studenten lebt. Erst nach dreizehnjährigem unablässigem Streben hat der Curator im Jahr 1849 die große Freude gehabt, in Dorpat einen Musterstudenten zu wissen, der ihn an seine petersburger Gardelieutenant's erinnerte.

Passiver Widerstand ist ein wichtiger Begriff unserer Zeit, und darin haben sich bis jetzt die dorpater Studenten groß gezeigt. Trotz allen Quälereien und trotz allen Verlockungen haben sie sich nie dazu hergegeben, dem Curator ein Ständchen zu bringen oder bei feierlichen Gelegenheiten eine sonstige Aufmerksamkeit von sich aus zu erweisen, wenn sie auch dadurch für den Augenblick manche Gunst erlangen könnten. Daher der bekannte Stoßseufzer des Alten: „Die Studenten lieben mir gar nicht und ich behandle sie doch als Fähndrich's!" Man frage nur die dorpater Studenten, wen sie lieben, sie werden nicht um Antwort verlegen sein und diejenigen ihrer Professoren nennen, die auch die wissenschaftlichen Zierden der Universität sind.

Während Kraffstroem's Militärregiment hat die Universität Dorpat manchen harten Schlag erlitten. Die Ullmann-Madai'sche Affaire 1842, die Verweisung des Nachfolgers Madai's im Jahr 1851 sind einzelne Eruptionen des Vulcan's gewesen, denen andre folgen werden, hart für die Betroffenen, weit härter für die ganze Anstalt. Es waren nothwendige Erscheinungen in der Russificirungs-Tragödie Dorpat's.

Rußland wurde im Jahr 1848 von der Angst vor der Idee ergriffen, und da wurde Wetzel's Rath befolgt:

Wenn ich der große ** wär,
Ich zög um mein Land eine Mauer her,
Drin müßten die Leute zusammenducken,
Dürft' mir keiner über die Mauer gucken,
Und Bürger stellt ich dahin mit Spießen,
Die mir kein'n Lichtstrahl herein ließen,
Und jeder müßte ein Brett vor'm Kopfe tragen
Mit der Aufschrift: Hier ist die Welt mit Brettern verschlagen!

Gensdarmen überfielen die Buchhandlungen in Riga und Dorpat, um nach verbotenen Büchern zu suchen; es erschien ein Censurreglement, das die Lust, Bücher zu schreiben, beseitigte; fremde Literatur wurde sehr wenig zugelassen. Anfangs entstand eine vollkommene Stockung, denn die von auswärts kommenden Bücherpakete lagen ein halbes Jahr und länger in Petersburg und Riga, bis die mit Arbeit überhäuften Censoren sie öffnen und durchsehen konnten. Das in Dorpat aus einigen Professoren unter dem Präsidium des Curator's bestehende Censurcomité wurde aufgehoben und ein besonderer Censor eingesetzt, der als der schauerlichste Poetaster in den Ostseeprovinzen bekannt war. Seine Fähigkeit zum Censor characterisirt folgendes Gedicht auf den Sieg der Russen in Ungarn, das er im „Inland" drucken ließ:

Ein schönes, segensreiches Land,
Die Heimath üpp'ger, blüh'nder Fluren, —
Ein Volk, das sonst durch Treu' bekannt
Gern folgte der Gesittung Spuren, —

Erschienen als ein stürmisch Meer.
Wo sonst der stille Pflug gezogen,
Da thürmten sich des Aufruhr's Wogen,
Da wüthete ein wildes Heer!
Ein finstrer Geist, Kossuth der schlimme,
Der Polen Abenteurer Bem, —
Für die war es so höchst bequem
Zu schüren des Verrathes Brunst, —
Erschlichen bald des Volkes Gunst
Durch Täuschung, — durch der Lüge Stimme!
Und flugs vertilgt war das Vertrauen
Zum Thron; — zerstört das Land, die Flur!
Es brannten Städte, Vesten, Gauen . . .
Wo Jubel sonst, — schrie Jammer nur!
Von hohen Bergen zuckten Blitze
Versengend schöner Thäler Gut;
Den Donnern mörd'rischer Geschütze
Entfloß in Strömen warmes Blut . . .
Und allgemeiner ward das Flehen
Um Rettung vor des Aufruhrs Wehen!

Und sieh'! Es ist erhöret worden.
Denn tapf're, unerschrockne Schaaren,
Die Söhne des getreuen Norden
Entwaffneten die Magyaren . . .
Weil ewig ist des Himmels Wille:
„Wo Russen kommen — wird es stille."

Mitau, 9. August 1849. J. de la Croix.

Ein dorpater Professor bemerkte dazu: „Könnte man dem Manne doch auch ein Paar Russen schicken, damit er still würde!“

Nach dem Statut der Universität hatten die Professoren in Dorpat das Recht, wissenschaftliche Bücher sich kommen zu lassen, ohne der censorischen Prüfung zu unterliegen; jetzt sind sie der allgemeinen Verdammniß unterworfen, und es fehlen ihnen oft die nothwendigsten Hand- und Lehrbücher für ihre Vorlesungen. Neben der Censur besteht noch in Petersburg ein besonderes Comité, um „den Geist des Unterricht's zu überwachen“. Es muß in Dorpat Jeder, der durch sein Examen die Candidatenwürde erlangt, eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben und eine Copie derselben wird an den Minister der Volksaufklärung eingeschickt. Diese Candidatenschriften werden jetzt sorgsam von jenem Comité geprüft, nicht nach ihrem wissenschaftlichen Gehalt, sondern in toxikologischer Beziehung, und im vorigen Jahre ging eine große Reihe tadelnder Bemerkungen in französischer Sprache über einige Schriften der genannten Art von jener Behörde

aus. Ein junger Jurist hatte über die eheliche Gütergemeinschaft geschrieben und an einer Stelle gesagt, das rigische Stadtrecht sei in einem Punkte mangelhaft. Da hieß es nun: es sei sehr schlimm, wenn ein junger Mann es sich herausnähme zu sagen, die Gesetze (!) seien mangelhaft. Ein Theolog hatte die Gefangenschaft Petri behandelt und bemerkt, Schleiermacher habe die Echtheit des Thessalonicherbriefes bezweifelt. Da wurde nun scharf getadelt, daß der junge Theolog Gewicht lege auf Mr. Schleiermacher, incrédule professeur à Berlin, qui a eu l'effronterie de nier l'authenticité etc. — Da wären doch Mr. de Gerlach u. A., die nichts bezweifelten. Ein junger Jurist hatte seiner Magister-Dissertation unter andern auch die These angehängt: „Der Rückfall ist kein Strafschärfungsgrund". Der Decan der juristischen Facultät bekam einen „Allerhöchsten kaiserlichen Verweis", der ihm im versammelten academischen Senat und dann noch schriftlich mitgetheilt wurde, daß er eine solche These zugelassen habe, die den bestehenden Gesetzen widerspreche, denn im russischen

Strafgesetzbuch gehöre die Wiederholung des Verbrechens zu den Umständen, welche die Schuld und die Strafe verschärfen. Diese Zurechtweisung zeigte nebenbei, daß man von der eigentlichen Bedeutung des Rückfall's in Petersburg nichts wußte. Dieses Monitorium und ähnliche Schreiben verboten zugleich alle Dialektik für die öffentlichen Disputationen!

Als diese geisttödtende Richtung in Petersburg Geltung erhalten hatte, mußte der Cultusminister Uwarow einem Manne Platz machen, der als der Rechtgläubigste erkannt worden war, dessen schriftstellerische Leistung in einer Bearbeitung von Legenden der „orthodoxen" Kirche bestand. Statt des bisherigen von den Universitäten selbst aus der Zahl der Professoren temporär gewählten Rector's kam ein Rector perpetuus nach Dorpat wie an den russischen Universitäten. Dieser Rector kann nicht zugleich Professor sein, sondern ist ein Kronbeamter. In seiner culturgeschichtlich merkwürdigen Instruction ist er angewiesen besonders den Geist der Vorlesungen zu überwachen. Zu dem Behuf soll

er sich Conspecte der angekündigten Vorlesungen einreichen lassen und fleißig in den Collegien hospitiren, kann sich auch die Hefte der Docenten, und wenn sie frei vortragen, die von den Zuhörern geführten Hefte geben lassen, und am Ende des Jahres soll er über die einzelnen Professoren und Docenten genau berichten. Das Lehrfach der Philosophie wurde an den russischen Universitäten „orthodoxen Priestern" übertragen, und dieses sollte auch in Dorpat ausgeführt werden; die Intervention des Curator's für seinen Hofphilosophen, für den er als völlig unschuldig bürgte, sicherte diesem zwar seine Stelle, aber es wurde doch ein Priester zum zweiten Professor der Philosophie ernannt, bei dem die zur griechischen Kirche gehörigen Studenten hören mußten. Dieser hat den ausführlichen Conspectus seiner Vorlesungen zur Approbation dem „heiligen Synod" vorzulegen.

So ist die Physiognomie der Universität Dorpat am Vorabend ihres funfzigjährigen Jubiläums. Der Minister Uwarow erklärte Dorpat für die beste

Universität der Welt, weil auf ihr deutsche Wissenschaftlichkeit und russische Ordnung verbunden sei. Bald wird nur noch die letztere übrig sein und dann wird man dem Curator K. auf dem Universitätshofe eine Säule errichten mit der Inschrift: „General der Infanterie Jestav Borissowitsch Kraffstroem, Begründer der Ordnung auf der Kaiserlich russischen Universität Dorpat", und die Studenten werden daran schreiben: „Ihm ist wohl, und uns ist besser!" Aber die gute alte Zeit wird ihnen nicht wiederkehren; sie werden dressirt werden zur russischen Ordnung, und das böse Princip wird herrschen, wenn nicht eine andre Weltordnung die Sonne der Freiheit im Osten aufgehen läßt. Weh' dir, daß du ein Enkel bist!

---

## II.

# Die Düna.

In stolzer Sicherheit wälzt die majestätische Düna ihre Wogen der alten Hansestadt vorbei, willig duldend, daß das groß gewordene Kind auch ferner, sein Schicksal in ihren Armen tragend, in der Mutter Größe sich spiegele. Viele Hunderte von Schiffen bedecken den Strom. Da flattert das allbekannte bunte, englische Banner, die dreifarbige französische Flagge tanzt im spielenden Winde, am schlank aufstrebenden Maste thront stolz das blaue Sternenbanner und das holsteinische Nesselblatt und der Dannebrog zieren die kleinen Segler. Das Gerassel der Ankerketten, der eintönige Taktruf arbeitender Schiffer mischt sich in den langgezogenen Gesang feiernder

Matrosen. Von fern erschallt der Doodle der Yankee's, dazwischen der feierliche Klang des Rule Britannia, und hier begegnen sich schleswig-holsteinische Freiheitsklänge und die dänischen Lieder von Niels Juel, dem kühnen Seehelden. Die junge Sonne scheint herrlich strahlend, die langen Wimpel begrüßen jeden frischen Lufthauch; dazu das rege Leben und der heitere Klang, — es ist ein schönes Bild!

Zwischen den großen Fahrzeugen, den Beherrschern des Meeres, die sich ruhig auf den blauen Wogen wiegen, tummeln sich die kleinen roth, grün und blau bemalten, leichten Nachen und führen den eiligen Wanderer oder neugierigen Zuschauer rasch durch den wirren Knäuel. So barock wie ihr Kleid sind auch die Namen, mit denen die Einbildungskraft ihrer kundigen Führer sie geschmückt: „der americanische General", „der Kosack" und andere durchaus nicht seemännische Benennungen kann man dort finden.

Nicht immer aber ist das Bild ein so friedliches und heiteres. Zwar wenn hier bei der

Stadt die geknechteten Wogen sich bäumen und schäumen, so müssen sie die Uebermacht der Menschenhand anerkennen und ermattet sinken sie zurück in die gähnende Tiefe, mehr belustigend als schreckend; weiter hinaus aber, wo des Stromes Wasser in's Meer fallen, erstreckt sich lang hinaus eine sandige Düne, die Magnusinsel geheißen; das ist der Ort, wo die finstern Mächte der Tiefe ihre Tänze aufführen. Dunkel, ja schwarz färbt sich das empörte Element, sausend fährt die Windsbraut daher, weißer Schaum ziert den Kamm der Wellen und so geschmückt reißen sie die auf der Rhede lagernden Fahrzeuge mit sich zum Brauttanz auf der Magnusinsel, und wehe dem, der den finstern Mächten der Tiefe sich anvermählt; jede Strandsage lehrt ja, daß er das heitere Licht des Tages nicht mehr erschaut. Wenn auf grüner, moosiger Halde unter flüsternden Linden und Buchen die Elfen ihre Tänze aufführen und einem Sterblichen es gegeben ward, sie zu belauschen; der hüte sich vor dem Anblick in entfesselter Lust rasender Meeresgeister. Wenn ihn dort das lichte Tönen

und Klingen der Elfenglocken süß berauschte, so verwirrt ihm hier der markverzehrende, gellende Sturmeslaut und das brausende Orgeln der Wasser den Sinn. Doch der Kühne würfelt auch mit den Geistern der Tiefe und bleibt oft Sieger.

Es war beschlossen, dem Treiben der finstern Dämonen hier Einhalt zu thun, und mächtige Vorbereitungen zum Anfang eines Hafenbaues auf der Magnusinsel waren getroffen; die Götter des Himmels sollten herniedergerufen werden als Zeugen, wie ihre Priester, die Menschen, die Dämonen in Fesseln schlugen.

Es war ein prangender Sommermorgen, an welchem die Weihe des Baues vorgenommen werden sollte, und auf einem jener bunten Nachen, von zwei Fährleuten gerudert, eilte auch ich den Strom hinab, den grünen Inseln, wimpelumflatterten Schiffen und das Ufer zierenden Gebäuden vorbei, der Mündung zu. Da diese von der Stadt einige Meilen entfernt ist, hatte ich Zeit, meine Fährleute genauer zu betrachten und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Die Führer

jener Boote sind eine eigenthümliche Menschenart, von der Sonne gebräunte Gestalten, auf dem Lande schwerfällig, auf dem Wasser sicher und gewandt. Mit Kraft und Takt handhabt Jeder von ihnen ein's der langen eschenen Ruder. Meist haben sie längere Zeit auf Seeschiffen gedient; um sich jedoch einen selbstständigen Heerd zu schaffen, ergriffen sie dieses ihrem früheren am nächsten kommende Gewerbe. Da sie mit Lust an ihr früheres Leben zurück denken, sind sie auch gewöhnlich zum Erzählen sehr aufgelegt, und an Stoff fehlt es ihnen nicht, denn das Meer gebiert ja der Sagen und des Abenteuerlichen so viel. Der eine meiner Führer war ein junger, kräftiger Mann; auch er war in See gewesen, aber nicht so weit und so lange wie sein älterer, schweigsamer Gefährte, daher er ihn mit einer gewissen Ehrfurcht behandelte. Dieser sah beinah furchterregend aus: eine kleine gedrungene Gestalt, fast kupfern gebräunt, wie es unter der nordischen Sonne selten vorkommt; das Haar schon ergrauend; der lange Bart spielte in allen

Farben und unter den buschigen Brauen funkelten die kleinen Augen recht unheimlich. Auf meine Fragen antwortete er nur einsylbig; ab und zu warf er mir einen stechenden Seitenblick zu und stieß, sich mit aller Kraft in's Ruder legend, einen gellen, abgerissenen Pfiff aus. Sein jüngerer Gefährte, der sich offener zeigte, erzählte später von ihm.

„Herr", sagte er, „das ist ein ganz sonderbarer Mensch; verrückt kann man ihn nicht nennen, denn er ist klug und hat viel erfahren, aber von Zeit zu Zeit thut er wie wahnsinnig; dann wirft er sich zur Erde und weint und schreit, küßt Steine und Boden, so daß dem, der's zusieht, ganz weich zu Muthe wird; nachher, glaube ich, schämt er sich; dann fährt er mit einem Boote weit in die See hinaus und kommt erst spät wieder, doch ist er dann wieder ruhig. Wer weiß, was den plagt; er ist ein verzweifelter Kerl und mich wundert's nur, daß er hier nicht schon manchen kalt gemacht hat, denn wenn er gereizt wird, ist er wie ein wildes Thier."

Nun erzählte er mir, wie dieser Alte lange, lange Jahre auf den Schiffen verschiedener Nationen gedient habe und alle diese Sprachen verstände, auf Schmugglerschiffen und Ostindienfahrern sei er lange Zeit gewesen, dann habe er in England, weil er im Zorn in einer Taverne Jemand niedergestoßen, gehenkt werden sollen, doch sei er kurz vorher entflohen und nach langer Zeit endlich nach Riga zurückgekehrt. „Ich glaube", so schloß er seine Erzählung, „er hat mehr mit den Wassergeistern da unten zu thun, als mit dem Herrgott, denn obgleich, wissen Sie, wir Seeleute grade nicht das zu glauben brauchen, was die Pfaffen zu Lande erzählen, so muß man doch manchmal beten, wenn's Noth ist, aber er thut's nie!"

Unsre Fahrt ging rasch; die schwerfälligen Lichterfahrzeuge und mit Brennholz beladenen Böte hinter uns lassend, flogen wir dahin; bald saus'te ein schnaubendes Dampfschiff vorbei, demselben Ziele, wie wir, zueilend; noch hatten sich die aufgeregten Wogen nicht geglättet und wieder

ein's braus'te heran, fast die lustige Weise übertönend, mit der ein Musikcorps den Gästen die kurze Fahrt zu verkürzen bemüht war.

Auch unser Nachen legte bald an. Schon bewegte sich der Zug der Gäste unter Vortritt der Spielleute, geleitet von Lootsen, welche die flatternde Handelsflagge trugen, dem Orte zu, wo der Grundstein zum Bau gelegt werden sollte. Die kleine Erhöhung war mit Hülfe einiger Teppiche und grünen Reiser zu einer offenen Kapelle umgeschaffen. Hier versammelte sich die festlich gekleidete Menschenmasse; die Sonne brannte auf dem Dünensande, der Wind schwieg, die tückischen Fluthen hatten ihr faltenreiches Antlitz geglättet, die Feierlichkeit begann. Nach einleitendem Gebet durch den griechischen Erzbischof ward der Grundstein gelegt und von ihm eine kurze Rede hinzugefügt. Einiges daraus habe ich behalten:

„— — Meine christlichen Zuhörer! vertraut nicht auf Eure Kraft und die Geschicklichkeit Eurer Baumeister. Schlaget auf das Buch der Geschichte und Ihr werdet sehen, daß das Alter-

thum viele schöne und große Seestädte gehabt hat. Da war Sidon und Tyrus, Ninive und Babylon, was waren das für Städte, was hatten sie für Flotten! Auch sie hatten Häfen, die wie dieser auf Sand und Stein gebaut waren; aber erst vergingen ihre Häfen und dann sie selbst. Was, frage ich nun, was war die Ursache davon? Es könnte Jemand kommen und sagen: sieh, die Ursachen waren natürliche, Sturm und Wetter haben das gethan! Ich aber sage nein und abermals nein, das war der Zorn Gottes!"

Mit einem Gebet für das regierende Haus schloß er die Rede und besprengte darauf die Gläubigen und Würdenträger, während sie das dargereichte Kreuz küßten, mit geweihtem Wasser. Eine alte Excellenz, ihrer Verdienste wegen mit Orden und Ehrenzeichen bedeckt, aber protestantischen Glaubens, machte auch die schuldige Verbeugung, unterließ es jedoch, das russische Kreuz zu küssen; da tauchte Se. Eminenz den Wedel tief in's Weihbecken und versetzte der Glatze der ungläubigen

Excellenz einen so brünstigen Schlag, daß sie triefend sich unter die Umstehenden zurückzog, den reichen Segen abtrocknend.

Nun trat auch der protestantische Hauptprediger auf, und zum Meere gewendet, sprach er einfache, schwungvolle Worte. Seine Stimme zitterte. War es der ungewohnte Anblick der blauen unendlichen Fläche, des öden Dünensandes, war es die Anwesenheit seines mächtigen Glaubensfeindes, die dieses bewirkte? — Die Kanonen donnerten, die Schiffe salutirten mit ihren Flaggen und Wimpeln, wieder erhob sich der Wind, die See rauschte auf, die Feier war zu Ende.

Fast ein Jahr ist seitdem vergangen, ich habe nachher die Magnusinsel nicht mehr gesehen, doch geht das Gerücht, oft sei nach stürmischen Nächten das angefangene Werk spurlos verschwunden, aber wieder und wieder beginnen es emsige Hände von Neuem, denn es befahl das unabänderliche „Dem sei also".

12.

## Die Jungfrau von Treiden.

---

Eine liebliche Gegend Livland's wird von der Aa in capriciösen Windungen durchzogen. Ueppige Wiesen und Felder sind von einem stattlichen Höhenzug begrenzt, dessen Waldung nicht den Ernst der livländischen Nadelhölzer an sich trägt, sondern vorzugsweise Laubholz enthält. Die schönsten Eichen in großer Fülle hat das Gut Nurmis des Grafen Dunten. Wenn man in lachender Sommerzeit in diese Gegend eintritt, glaubt man sich nach Thüringen versetzt; aber derselbe Mißgriff, der einen immerhin reizenden Landstrich mit dem Namen der sächsischen Schweiz belegte und sogar eine weimar'sche Schweiz geschaffen hat, brachte auch für dieses kleine Aathal mit seinen waldbekränzten Höhen den Namen der livländischen Schweiz auf.

Ihren Character erhält diese Gegend hauptsächlich durch die großen Ruinen mächtiger Burgen der Vorzeit. Wenn die Steine reden könnten, was würden diese Ruinen erzählen von Kriegsgräueln, die Jahrhunderte lang das jetzt in idyllischer Ruhe daliegende Thal heimgesucht haben? Die lettischen Ureinwohner, die deutschen Ordensritter und Söldlinge, die polnischen, schwedischen und russischen Krieger haben hier ihr Blut vergossen; das schöne Grün der Wiesen kam mir unheimlich vor, wenn ich an diese Bluttaufe dachte.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts kämpften hier Sigismund III. und Herzog Carl von Südermannland, der im Jahr 1604 als Carl IX. König von Schweden ward. Ihm folgte sein Sohn, Gustav Adolph, der mehr Waffenglück hatte als sein Vater.

In diesem Kriege eroberten die Schweden auch das Schloß Treiden, jetzt der Familie Campenhausen gehörig. Vom alten Schloß steht noch die Thurmruine, dicht neben dem jetzigen herrschaftlichen Wohngebäude. Der Kampf um den

militärisch wichtigen Punkt war ein verzweifelter gewesen und hatte viel Menschenleben gekostet. Als nun nach Kriegsmannsbrauch die Sieger sich zum Schmause gesetzt hatten in der Burghalle und auf dem Burghofe, da ging der Schloßschreiber Greif hin zu dem Platze, wo der entscheidende Kampf am heißesten gewesen, um zu schauen, ob nicht noch ein Menschenleben zu retten sei. Grimmblickende Krieger, auch Weiber, die dem Heereszuge gefolgt waren, lagen umher, todt und starr; nur ein kleines Menschenleben war übrig geblieben; nicht weit von den Leichen lag ein Kindchen, erst einige Monate alt, kaum noch im Stande zu schreien, so kalt und matt war es, aber der Lebensfunke war noch nicht erloschen. Greif nahm das Kind auf seine Arme und eilte zu seiner Frau, die sich über den Findling nicht minder freute als der Mann, denn ihnen waren ihre Kinder allesammt gestorben. Die weibliche Pflege der guten Frau brachte dem Kinde bald mehr Lebenswärme, und es blickte mit seinen blauen Vergißmeinnichtaugen heiter in das neue

Mutterauge und in die neue Welt, die sich ihm freundlich gestaltete. Greif's Nachfragen nach der Hingehörigkeit des Kindes waren ohne Erfolg, es mochte ihm damit auch wohl nicht rechter Ernst sein. Da er nun nicht wußte, ob und wie das Kind getauft war, brachte er es zu dem Prediger in Arrasch, denn die Kirche, zu welcher Treiden gehörte, war in der letzten Kriegszeit niedergebrannt, und „weil es eben im Blüthenmonat war", erhielt das kleine Mädchen den Namen May.

Die blonde May wuchs heran zur Herzensfreude der Pflegeeltern, denn sie war liebevoll und hatte durchaus nichts Bäuerisches, sondern in ihren Bewegungen und in allem ihren Thun und Treiben lag etwas Edles. Vater Greif sorgte für ihren Unterricht, so weit es in jener Zeit und in seiner Umgebung möglich war. Die Mutter, die so etwas wohl in Büchern mochte gelesen haben, nährte im Stillen die Hoffnung, May werde einmal von einem vornehmen schwedischen Kriegsmann als Tochter aufgefunden werden, aber ihrem Manne durfte sie davon nichts sagen, denn als

sie einmal eine dahin zielende Aeußerung gethan, war Greif sehr böse geworden. So lieb war ihm die Pflegetochter, daß er an eine Trennung von ihr nicht denken mochte. Darum that es seiner Liebe zur May auch gar keinen Eintrag, als ihm seine Frau in vorgerückter Ehe ein Töchterlein gebar. Beide Töchter hat mir der Himmel gegeben, pflegte er zu sagen.

May wurde eine liebliche, schlanke Jungfrau. Die Bauernsöhne umher wagten es gar nicht zu ihr aufzublicken, denn obgleich sie gegen jedermann freundlich war, erschien sie diesen wie ein Wesen aus einer höheren gesellschaftlichen Sphäre. Die Soldaten, deren es auf der Burg und in der Gegend immer noch viele gab, obgleich zeitweiliger Friede eingetreten war, waren zwar nicht so bescheiden, aber May wußte bei aller ihr eignen Sanftmuth auch diese verwilderten Menschen fern zu halten. Nur einer derselben, der Lanzenreiter Adam Jakubowsky, der im Dienste des Schloßhauptmanns Schildhelm stand, war in seinen Bewerbungen um das einzige, hübsche Mädchen der

Gegend zudringlicher, fand jedoch durchaus keine Erwiederung seiner vorgeblichen Liebe. Er war in einem polnischen Regiment Standartenjunker gewesen und hatte wegen seiner Körperstärke sich dort einen Namen erworben. Im Streit mit einem seiner Offiziere ließ er sich verlocken, demselben eine Ohrfeige zu geben und darauf fand er es gerathen, zu den Schweden überzugehen. Einen Soldaten, Peter Skudritz, der, wie er, aus Lithauen war, nahm er mit sich. Er suchte den Greif für sich zu gewinnen, indem er ihm von Gütern vorsprach, die er in Lithauen bald erben würde, aber Greif ließ sich nicht bethören.

Der erste junge Mann, der Gnade fand in May's Augen, war der Gärtner August Heil auf dem benachbarten Gut Segewold, ein geborner Würtemberger. Der reiche Besitzer von Segewold wollte für sein Schloß eine herrschaftliche Umgebung haben und hatte sich diesen geschickten Gärtner aus Deutschland verschrieben. In kurzer Zeit war es Heil möglich geworden, bei der Municicenz seines Prinzipal's eine Gartenanlage

zu schaffen, wie sie Livland vielleicht noch nicht gesehen hatte. An Sonn- und Festtagen kamen daher aus der ganzen Umgegend Leute herbei, den Schloßgarten von Segewold zu beschauen, dessen Pforten gerne geöffnet wurden. Auch der alte Greif, um seinen Kindern eine Sonntagsfreude zu machen, zog an einem schönen Junitage seinen Kirchenrock an und wanderte mit May und der kleinen Lenta nach Segewold. Der junge Gärtner ließ es sich besonders angelegen sein, dem Nachbar die Anlagen zu zeigen, war auch nebenbei so galant, jeder der Töchter einen Blumenstrauß zu bescheren. May hatte wohl nie von einer Blumensprache gehört, aber es war ihr, als ob diese Blumen nicht gewöhnliche Blumen seien, sie dufteten schöner, sie hatten frischere Farben, die Frühlingskinder schienen zu ihr zu sprechen. Die Liebe ist eine Offenbarung; bald wußten die jungen Leute, daß sie zu einander gehörten; Vater Greif war dem jungen Gärtner gut und gab es zu, daß die beiden ein Brautpaar wurden. Im Herbst sollte die Hochzeit sein.

Heil konnte nur selten auf längere Zeit nach Treiden kommen, obgleich die Entfernung zwischen Segewold und Treiden kurz ist; er war sehr eifrig in seinem Geschäft und mußte die kurze Sommerzeit des Nordens recht ausnutzen für seinen Garten. Aber um sich doch täglich, wenn auch nur auf Augenblicke zu sehen, verabredete das Pärchen ein allabendliches Stelldichein auf dem halben Wege zwischen Segewold und Treiden.

Es sind in jener Gegend viele Sandsteinhöhlen. Die große Gutmannshöhle, aus deren Hintergrunde ein klarer Bach hervorsprudelt, und die in den vielen eingravirten Namen das Streben der Menschen nach Unsterblichkeit zeigt, ist jetzt die bedeutendste. Mit trauten Genossen habe ich einst einige heiße Tagesstunden in der kühlen Grotte verträumt, dem Sprudeln der Quelle und dem Gesange der muntern Studentenvögel lauschend.

Eine solche Sandsteinhöhle unterhalb Cremon wählten die Liebenden für ihre Stelldichein. May ließ sich gewöhnlich von der kleinen Lenta begleiten. Da der dortige Sandstein sehr weich ist,

hatte Heil mit einer Handaxt im Hintergrunde der Höhle eine kleinere Höhle ausgehauen, zu der einige Stufen hinaufführten, und diese kleine Höhle schmückte er immer mit frischen Blumen aus. So verlebte das Pärchen einige glückliche Wochen.

An einem Augustmorgen erhielt May die Botschaft, daß ihr Bräutigam am Abend Geschäfte halber zu Hause bleiben müsse; sie möge doch gleich nach Mittag auf einige Augenblicke nach der Höhle kommen. In Begleitung der kleinen Schwester begab sie sich dahin. Als die beiden Mädchen nach einigen Stunden nicht zurückgekehrt waren, wurde der Vater Greif unruhig, aber seine Frau meinte, die Mädchen seien wohl, durch die Schönheit des Tages verlockt, zur Pächterstochter in Cremon hinaufgegangen, wohin sie schon immer gewollt hätten.

Es wurde bereits Abend, als Heil wie ein Rasender in Greif's Wohnung stürzte, nur die Worte ausstieß, daß May fürchterlich ermordet in der kleinen Höhle liege, und wieder forteilte.

Greif mit seiner Frau und mehrere Leute von

Treiden gingen schnell zur Höhle und fanden May todt auf dem Boden liegen. Am Halse hatte sie eine große Wunde, wie mit einer Holzaxt gehauen. Der Hieb war durch das rothe Halstuch gegangen, welches ihr der Bräutigam am letzten Sonntage geschenkt hatte. Von Lenta war nichts zu sehen. Die Todte wurde nach Treiden getragen; Greif suchte die ganze Nacht nach seiner kleinen Tochter.

Hedwig, die Frau des Schloßhauptmann's Schildhelm, der krank zu Bette lag, schickte eiligst einen Boten mit einem Briefe an den Landrichter, und dieser begann am folgenden Morgen seine Nachforschung und Untersuchung. Er fand, daß der Hieb nach der rechten Seite des Halses mit einem sehr scharfen Instrument, wahrscheinlich mit einer Holzaxt geführt und durch das rothe Halstuch tief eingedrungen war. Die Kleider der May waren an der Brust zerrissen, aber beraubt war die Leiche nicht. Die große Höhle hatte nichts Auffallendes; der sandige Boden der kleineren Höhle war mit Blut getränkt. In demselben

fand man eine kleine Handaxt, die ganz in den Boden hineingetreten war. Die Leute von Treiden erkannten diese Axt sogleich für das Eigenthum des Gärtners Heil, der sie gewöhnlich hinter seinem Leibgurt getragen hatte.

Der alte Greif trat nun als Kläger gegen Heil auf und gab zu Protocoll, „daß es ihm zwar unbegreiflich sei, woher der Gärtner Heil plötzlich so feindselig gegen seine Herzliebste geworden sein sollte, daß er sie gemordet; aber da er sie selbst zu einer andern Stunde in die Höhle hinrufen lassen, als gewöhnlich, und seine Handaxt im Blute gefunden worden, auch die Wunde durch einen Hieb mit einer solchen beigebracht sei, der Landrichter den Heil als Beklagten in Anspruch nehmen möge."

Der Landrichter zog zwei Beisitzer zu, „weil es nach Anschein der Sache auf einen Spruch hinausgehen werde". Heil wurde vorgefordert und erschien „wie ein armer Sünder, mit ganz zerknirschtem Gemüthe". Als man ihm die blutige Handaxt vorlegte, riß er dieselbe an sich,

drückte sie an seine Brust und schrie im Jammer: „Ach, meiner liebsten May ihr Blut!“

Erkennt Ihr die Axt als Eure an?

Allerdings.

Habt Ihr sie am 6. August dieses Jahres bei Euch geführt?

Ja, ich habe sie immer bei mir, also auch an jenem Tage.

Habt Ihr Morgens am 6. August dieses Jahres Eurer herzliebsten May Nachricht gegeben, daß sie an diesem Tage gleich nach dem Mittage in der kleinen Höhle sein möge, weil Ihr Abends heim sein müßtet?

Nein, das habe ich nicht gethan, und ich bin auch erst Abends zur Höhle gegangen und habe meine Herzliebste in ihrem Blute todt gefunden.

Es wurden ihm die in Klage gestellten Punkte vorgelegt; da brach er in Jammer aus und rief: „Gern will ich sterben, denn das Leben ist mir ohne meine Herzliebste nichts mehr werth; daß man aber glauben kann, ich selbst hätte sie ge-

mordet, das ist das Schwerste, was mich hätte betreffen können."

Zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten entstand nun, wie es im Protocoll heißt, eine ganz jämmerliche Verhandlung, in welcher beide viel geweint und die Hände gerungen haben. Die Parteien mußten sodann abtreten, damit berathen werden konnte, ob nicht auf die scharfe Frage wider Heil erkannt werden müßte.

Da erschien die Frau Schloßverwalterin Schildhelm und brachte im Namen ihres kranken Eheherrn die Bitte vor, es möge das Gericht sich in das Krankenzimmer des Schloßhauptmann's begeben, wo ein öffentlicher Act aufzunehmen sein würde. Als dieses geschehen, bat der Schloßhauptmann, zu Protocoll verschreiben zu lassen: er habe seit etwa einem Jahr zwei polnische Deserteurs, geborne Lithauer, in Dienst, den Adam Jacubowsky und den Peter Skudritz; sie hätten zwar ihren Dienst recht gut verrichtet, seien aber sonst versoffenes, liederliches und abergläubiges Volk, daher er sie bald habe entlassen wollen.

Skudritz sei so eben bei ihm gewesen und habe ihn ganz verstört gebeten, doch ja zu verhindern, daß wider den Heil weiter verfahren würde; er wolle dem Gericht ein Eingeständniß machen, das die zur Untersuchung gekommene Sache aufklären werde.

Der Söldner wurde herein gefordert. Richtig hatte der Schloßhauptmann ihn als verstört bezeichnet; die Rohheit, welche sonst auf seinem Gesichte saß, hatte einer vollkommenen Kläglichkeit Platz gemacht. Er fiel sogleich auf die Knie und rief aus, daß eine Blutschuld ihm keine Lebensruhe lasse. Er machte nun dem Gericht diese Mittheilung:

Der Adam Jakubowsky ist vom ersten Tage an, als wir in die Dienste des Schlosses traten, in Jungfer May verliebt gewesen, und weil er ein sehr wüster Mensch, hat er sich gar nicht mäßigen können. Daß Jungfer May seinen Heirathsantrag zurückwies, machte ihn ganz wild. Kürzlich theilte er mir den Plan mit, daß wir einmal in der bekannten Höhle die Jungfer über-

fallen und mißbrauchen wollten; dem Bräutigam werde sie schon davon nichts sagen. Ich ging darauf ein und mußte der Jungfer die Nachricht bringen, daß sie am Freitag gleich nach dem Mittagsessen in die neue Höhle gehen und dort den Bräutigam erwarten möchte. Wir begaben uns auf einem Umwege zur Höhle und versteckten uns hinter derselben. Als nun die Jungfer hineingegangen ist, hat Adam ihr sogleich den Ausgang vertreten und sie angegriffen, wobei er ihr den Brustlatz zerriß und sehr unverschämte Reden gegen sie führte. Sie wehrte sich wohl kräftig, wurde aber sogleich zu Boden geworfen, als ich sie von hinten an den Achseln faßte. Im Fallen rief sie sehr laut des Heiland's Namen, raffte sich noch wieder auf und rief dem Jakubowsky in großer Aufregung zu: „Laß' ab von mir! Ich will Dir das größte Geschenk machen, das Dir kein König schenken kann." Jakubowsky ließ sie für einen Augenblick los und fragte, was es denn wäre. Da riß sie ein blaßrothes Tuch von ihrem Halse und reichte es ihm mit der Bemer-

kung hin, daß es ein bezaubertes Tuch sei, und wenn er es umlege, er weder durch Lanze noch Schwert verwundet werden könne. Ich trat sogleich zurück, aber Adam schenkte ihr keinen rechten Glauben und meinte, wenn sein Panzer ihn davor nicht schützen könnte, ein solch' dummes Tuch es auch nicht vermöchte. Als er das Mädchen wieder packen wollte, rief sie ihm zu: „Halt, Du sollst dich sogleich davon selbst überzeugen, ob das Tuch diese Kraft hat; ich werde es umlegen, Du hast deinen Säbel mit, hau' Du mit diesem auf mich deinen kräftigsten Hieb und Du wirst mir nichts thun können.“ Adam griff nun nach seinem am Boden liegenden Säbel, während dessen das Mädchen das Tuch umlegte, die Hände faltete und, nach oben blickend, leise murmelte, was ich für Zauberworte hielt. Mit den Worten: „Das wäre ja was Prächtiges! Das will ich gleich versuchen; gewiß bleibst Du mir doch!“ zog Adam seinen Säbel und hieb aus voller Kraft dem Mädchen auf das Tuch nach dem Halse. Sogleich stürzte das Blut hervor, und ohne Schrei fiel die May zu

Boden. Adam blieb wie verdutzt stehen, als das Mädchen nur noch einmal zuckte und dann todt war. Darauf brüllte er fürchterlich und schrie: „Das habe ich nicht erwartet; sie hat ihrem Bräutigam treu sein wollen, und ich war ein Vieh, ein rasendes Thier.“ Nun stürzte er hinunter in die große Höhle und schleuderte seinen Säbel in das Wasser, das im Grunde dieser Höhle ist. Mir rief er zu: „Komm' mir nicht nach, ich erwürge dich.“ Er lief in den Wald, und ich habe ihn nicht wieder gesehen; erst heut Morgen fand ich ihn im Walde; er hat sich mit seinem Säbelgehäng an einem Baum erhängt.“

In großer Aufregung gab Skudritz stückweise diese Erzählung, und fortwährend auf den Knieen liegend, bat er, ihm seine Strafe zukommen zu lassen.

Auf die Frage des Richter's, wo denn das kleine Mädchen Lenta geblieben, wußte Skudritz keine Auskunft zu geben. Er habe in dem Augenblick, als Adam den Hieb geführt, hinter dem Adam ein lautes Geschrei gehört; weiter habe er nichts gesehen und

gehört; von Schreck betäubt und ganz sinnlos sei er fortgerannt und erst am Abend heimgekommen.

Der Richter fragte ihn noch, warum er den Adam nicht verhindert habe, den Hieb zu führen. Darauf erwiderte er, was nach seiner Individualität vollkommen glaubwürdig erscheinen mußte, er habe wirklich geglaubt, daß das Tuch die Zauberkraft habe, und das Mädchen werde sich dadurch retten; nachher habe er wohl erkannt, daß May lieber sterben, als sich entehren lassen wollte.

Lenta kam mittlerweile zurück. Sie erzählte die Hauptmomente der blutigen Scene wie Skudriß. Als die Schwester niedergestürzt war, war sie besinnungslos und wie toll in den Wald gelaufen, immer vorwärts, ohne zu wissen wohin. Aus dem Walde hatte man sie nach Cremon gebracht, aber anfangs nicht erfahren können, von wo sie sei; sie hatte sich ganz wahnsinnig benommen.

Greif sowol als Heil baten das Gericht, den Skudriß mit der Todesstrafe und überhaupt mit der Strafe zu verschonen, da er nicht der eigent-

liche Schuldige an dem Morde der May sei, sondern als ein entsetzlich dummer Mensch immerfort unter der Botmäßigkeit des Jakubowsky gestanden habe, und Heil fügte hinzu, daß er das reine Blut seiner verstorbenen Herzliebsten nicht durch das dieses Skudritz verunreinigt sehen wolle.

Erst am 15. December 1620 erschien das landgerichtliche Urtheil. Es lautet: „Da der entwichene polnische Lanzenknecht Peter Skudritz — seiner Anzeige zufolge 30 Jahr alt und katholisch — selbst und durch eigenen Gewissensdrang getrieben, den von dem Adam Jakubowsky an der ehrenhaften Jungfrau May aus Treiden verübten Mord bei dem Richter angezeiget und nachgewiesen, solche Anzeige auch anderweitig bewahrheitet ist, der Skudritz aber hierdurch nicht nur Reue an den Tag geleget, sondern auch den unschuldigen Gärtner Heil, der schon Herzensbetrübniß vollauf gehabt, vor dem Ungemach der peinlichen Frage gerettet, nicht weniger auch beide Personen, welchen natürlich die Klage auf Todesstrafe zu-

gestanden, bei Gericht gebeten, den Skudritz mit aller Strafe zu verschonen, weilen er ein dummes Vieh gewesen und als solches unter der Willensmacht des Jakubowsky gehandelt, der selbst schon zum Teufel gefahren, zuletzt noch Skudritz in viermonatlicher schwerer Haft bisher geschmachtet, was ihm immerhin als Strafe aufzunehmen ist: so ist er mit Verschonung weiterer Strafe über die Lithauische Grenze in sein Vaterland zurückzuführen und daselbst mit dem gesetzlichen Abschied weiterer Haft zu entlassen. V. R. W."

Den Leichnam des Mörders Jakubowsky hatte man in einem tiefen Morast mit all' seinem Gewehr, auch dem Mordsäbel, verscharrt.

Der Leichnam der unglücklichen May wurde in allen Ehren und mit den erforderlichen christlichen Ceremonieen zunächst der linken Seite der neuen Kirche zur Erde bestattet. Ihr trauernder Bräutigam setzte ihr selbst ein Ehrenkreuz auf ihr Grab, und nachdem er auf diesem gebetet hatte, verließ er Livland für immer und kehrte in sein Vaterland Würtemberg zurück.

Lenta trug oft Blumen zur Ruheſtätte der Schweſter May, öfterer knieeten dort die Pflegeeltern, um Grab und Blumen mit Thränen zu netzen —.

Doch Thränen machen nicht maiengrün,
Und todte Liebe nicht wieder blühn!

Druck von J. Ch. Ackermann in Leipzig.

de la

Osenbrüggen, Eduard,

Nordische Bilder

Leipzig 1853